

GEISTERJÄGER **JOHN SINCLAIR**



**Das Erbe
der
Templer**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**

**BASTEI
LÜBBE**



Das Erbe der Templer

John Sinclair Taschenbuch Nr. 62

von Jason Dark

erschienen am 13.05.1986

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Das Erbe der Templer

Zahlreiche Legenden, Sagen und Mythen ranken sich um die Templer, die einst als große Helden der Kreuzzüge gefeiert wurden. Ich hatte bisher nie direkt mit ihrer Geschichte zu tun gehabt. Doch ich wußte, daß es zwischen den Templern, dem Dunklen Gral, dem Land Aibon und meinem Kreuz eine Verbindung gab. Im Dunkel der Vergangenheit lag dieses Rätsel verborgen, bis zu dem Tag, als mich die Spur ins südliche Frankreich führte und ich zum erstenmal die fürchterliche Magie der Templer kennenlernte...

Als Nelson Nye seinen rechten Fuß vorschob, dachte er nicht daran, auf historischem Boden zu stehen, er hatte einfach Angst. Verdammte, hündische Angst!

Und Angst ist noch nie ein guter Berater gewesen.

Das mußte auch Nelson Nye einen Moment später feststellen, als er plötzlich ausrutschte. Das dichte Moos war feucht und glatt, der Mauervorsprung einfach zu schmal und uneben.

Mit der Hacke glitt Nelson zuerst weg. Er geriet über die Kante, auf einmal konnte er sich mit dem anderen Bein auch nicht mehr halten und fiel in die Tiefe.

Er schrie nicht, aber er verfluchte den Umstand, daß er nicht an der äußeren Seite gelandet war. Schwer prallte er auf den harten, ausgetrockneten und staubigen Boden. Seine Schulter schmerzte, doch die Verstauchung oder Zerrung war nicht existenzbedrohend. Nye blieb liegen. Er atmete nur durch den Mund, schmeckte dabei den Staub auf der Zunge und zog langsam die Beine an, weil er sich erheben wollte. Nye hatte sich den Job leichter vorgestellt. Ein Kinderspiel, aber das hatte sich nun geändert. Man sagte diesem alten jüdischen Friedhof am Berghang vieles nach. Die einen hielten ihn für verflucht, die anderen glaubten, daß sich dort die Geister der alten Propheten ein Stelldichein gaben. Nelson Nye, ein Mann der britischen Botschaft in Israel, war da anderer Meinung. Für ihn gab es keinen Spuk und keine Geister. Er glaubte nur an das, was er auch mit eigenen Augen sah. An der Mauer schob er sich hoch. Auch sie hatte bereits ihre Jahre auf dem Buckel, sie rahmte einen Teil des uralten jüdischen Friedhofs ein, der am Hang des berühmten Ölbergs liegt, vor dem die Silberkuppel der berühmten Aksa-Moschee glänzt.

Das nur am Tage. In der Nacht wirkt die Kuppel düster und ist kaum zu erkennen.

Nelson Nye stand auf. Man hatte ihn gewarnt, als er das Dokument holte, und er rechnete damit, daß die Aufgabe noch nicht vorbei war.

Schließlich mußte er noch zu seinem Wagen kommen.

Der Engländer hatte sich den Friedhof bei Tageslicht angesehen und wußte, daß es auch bei diesem Gelände Stellen gab, über die er leichter klettern konnte. Er mußte nur tiefer laufen, wo die Gitter begannen und auch das alte Eisentor mit seinen verrosteten Spitzen auf den armdicken Stäben. Bis dorthin war es noch eine ziemliche Strecke. Nye wußte, daß man ihn beobachtete. Er hatte zwar niemand gesehen, doch er verließ sich auf sein Gefühl, und das hatte ihn noch niemals getrogen. Rechts von ihm befand sich die hohe Mauer. An der linken Seite, den Hang hinabgezogen, lag das gewaltige Gräberfeld des alten Judenfriedhofs. Es war der berühmteste der Welt und am Tage Anlaufpunkt für zahlreiche Touristen, doch jetzt, wo die Tageswende bereits überschritten war, befand sich Nye allein auf dem Areal. Manche Grabsteine wurden von alten, knorrigten Zweigen der Olivenbäume beschützt. Strenge Gläubige waren fest davon überzeugt, daß es unter ihnen acht Olivenbäume gab, die schon zu Christie Geburt dort gestanden hatten.

Diese Bäume wurden in der Gegenwart sehr intensiv gepflegt. Alte Äste hatte man durch Betonsäulen und Sockel gestützt, damit sie nicht abbrachen.

Ein Franziskaner-Mönch kümmerte sich täglich um die Bewässerung dieser wertvollen Bäume.

Daran dachte Nye nicht. Er war ein Mann, der sich zu den knallharten Typen zählte. Offiziell arbeitete er für die Botschaft, aber der englische Geheimdienst bezahlte ihn, und Nye hatte schon wertvolle Informationen aus dem Pulverfaß Israel geliefert.

Obwohl es ihn drängte, schnell den Friedhof zu verlassen, riß er sich zusammen, da er fest daran glaubte, unter Beobachtung zu stehen. Er ging also ganz normal.

Fast wäre er dabei über eine Treppe gestolpert. Die Stufen hoben sich bei der herrschenden Dunkelheit kaum vom Untergrund ab. Sie

waren schwarzbraun und mit Moos bewachsen.

Er lief die Treppe hinab. Sie mündete in einem Quadrat, wo drei Grabsteine standen. Sie ragten schief aus dem Boden und sahen so aus, als wollten sie jeden Moment umkippen. Dabei hatten sie schon die langen Jahrhunderte überdauert.

Nelson Nye atmete tief durch. Zum erstenmal eigentlich seit dem Fund, der sehr wertvoll sein sollte und sich in der Innentasche seiner Jacke verbarg. Dieses Gräberfeld war für ihn ein Etappenziel, er hatte es auch auf dem Hinweg passiert. Jetzt brauchte er eigentlich nur die in den Hang gehauene Treppe zu finden, die ihn weg vom Ölberg und wieder nach Jerusalem brachte.

Die Stadt lag zu seinen Füßen. Eine schwache Lichtglocke hob sie von der Finsternis ab.

Nye kam langsam zu Atem. Er war ein Mann in den besten Jahren. Als jugendlicher Held wäre er nicht mehr durchgegangen, das brauchte auch nicht zu sein. Bei ihm zählten die Erfahrung und die Clevemess. Er strich eine Strähne seines grauen Haares zurück und überlegte, wie es weitergehen sollte. Er würde die Treppe nehmen, das Ende des Friedhofs erreichen und auf den Parkplatz laufen, wo er seinen Wagen abgestellt hatte. Tagsüber standen dort die Busse der Touristen, denn der Ölberg und seine Umgebung waren die Treffpunkte dreier Religionen. Hier hatte sich das Schicksal der Welt entwickelt. Und im Tal lag Jerusalem.

Die Stadt der Städte. Heilig, hektisch, manchmal auch gefährlich. Nelson Nye wischte sich den Staub aus dem Gesicht. Das Funkeln der Sterne am Himmel schien ihn zu verhöhnen. Auch er glaubte nicht daran, schon in Sicherheit zu sein. Trotzdem lief er weiter. Über die Treppe Richtung Parkplatz. Es gab auch heute noch Menschen, die diese Treppe der Tränen und Qualen auf Händen und Füßen hochliefen, um Buße zu tun. Nelson dachte anders darüber.

Jerusalem ist eine brütende Stadt. Auf und an den Hängen des

Ölbergs weht stets ein leichter Wind. Auch zu dieser Nachtzeit fuhr er über die Gräber, liebkoste die Grabsteine, brachte manchmal Blütenduft mit, und einige Leute behaupteten sogar, das Olivenöl herausriechen zu können. Nelson Nye dachte da anders. Er roch nur den Staub, dafür hörte er etwas.

Ein scharfes Knurren, fast ein Bellen, das im letzten Augenblick unterdrückt wurde.

Nye wirbelte herum.

Er schaute den Weg zurück, den er gekommen war. Und er spürte auch wieder das Ziehen in seiner Schulter, als er den Arm bewegte und seinen Smith & Wesson zog.

Wieder kehrte die Angst zurück. Es war still hier oben. Auch von der Stadt her drang kein Geräusch den Hang hoch. Aus diesem Grunde glaubte der Mann auch, sich nicht getäuscht zu haben. Es war noch jemand auf dem Friedhof!

Und Nye spürte auf seinem Rücken die zweite Haut. Er stieg die Treppe hinab. Man konnte sie nicht als gut begehbar bezeichnen, denn die Stufen waren aus der trockenen Erde des Hanges herausgeformt und mit Steinen bedeckt worden.

Nye ging — und hörte das Tappen. Ein schnelles stakkatoartiges Geräusch, als würde etwas dicht hintereinander auf den Boden schlagen. Er konnte sich noch keinen Reim darauf machen, stoppte abermals und drehte sich nach rechts. Von dort flog der Schatten heran. Im ersten Augenblick wirkte es auf ihn so, als hätte sich ein Grabstein aus der Erde gelöst. So dunkel und wuchtig sah dieser Schatten aus. Aber Grabsteine konnten nicht knurren, und Grabsteine besaßen auch keine Mäuler, in denen das Weiß mordgieriger Reißzähne schimmerte. Zwischen den Zahnreihen schlug eine Zunge schwer wie ein Pendel. Wie mit Blut untermalte Glasmurmeln wirkten die bösen Augen, Mordgier ausstrahlend, und das wußte auch Nye.

Er hatte Glück, daß er diesen schwarzen Bluthund so früh bemerkt hatte. Mit einem gewaltigen Satz sprang Nye zwei Stufen vor, trat aber ausgerechnet auf eine Kante, knickte um und mußte wieder zu Boden. Auch der Bluthund war gelandet. Nye hatte das harte Klatschen vernommen, er wußte auch, wie schnell diese Tiere waren und kreiselte, noch in der Hocke sitzend, herum.

Der Hund wollte springen.

Nelson Nye schoß.

Er sah das kurze Aufflackern des Mündungslichts, hörte den peitschenden Knall, danach das über den einsamen Friedhof hinwegrollende Echo. Er kam sich vor wie ein Störenfried, der die alttestamentarische Stille dieses Geländes unterbrochen hatte. Doch der Zweck mußte die Mittel heiligen. Er wollte sich auf keinen Fall umbringen lassen.

Seine Kugel hatte getroffen. Sie war wie ein schwerer Faustschlag in den dunklen Körper des Hundes geklatscht. Eine Wunde war entstanden. Blut sprudelte hervor, der Hund heulte auf, warf den Kopf zurück, versuchte trotzdem noch auf Nelson zuzukriechen, doch der Tod war schneller.

Nye stand auf.

Sicherheitshalber richtete er die Mündung auf den schwarzen Körper. Es war nicht mehr nötig. Der Bluthund gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Nelson hatte den Killer aus dem Dunkel geschafft. Und seine Ahnung hatte ihn nicht getrogen. Auf diesem Friedhof lauerte etwas. Es gab da eine Kraft, die nicht wollte, daß er eine bestimmte Sache entdeckte. Man würde mit allen Mitteln versuchen, ihn zurückzuhalten. Aus diesem Grunde glaubte er auch nicht, daß es nur der Hund gewesen war. Man hatte ihn vielleicht nur als Vorboten geschickt. Nelson Nye lief weiter. Zwar lag nur die Treppe vor ihm, doch sie zog sich noch weit hin, bis der Parkplatz erreicht worden war. Hin und wieder warf er einen Blick

zurück. Der Schatten des toten Hundes war längst verschwunden, andere Verfolger oder Angreifer entdeckte Nye nicht. Doch dies gab ihm keine Hoffnung. Die andere Seite war da, und sie würde auch kommen.

Er starrte nach vorn. Die lange Treppe wurde flankiert von alten Grabsteinen, den Zeugen der letzten Jahrhunderte. Stumme Beobachter seiner Flucht, staubumwallt, sich an die Hangerde duckend, verrottet, manchmal auch angenagt.

Sie kamen von unten.

Zuerst dachte Nye an Staubwolken, wenig später wurde er eines Besseren belehrt. Staubwolken gingen nicht, sie hinterließen auch keine Geräusche. Es waren Gestalten. Schwarze Gestalten in langen Umhängen, und sie waren nicht allein, denn sie führten an Leinen Bestien, die auf Menschen abgerichtet waren. Auch die Bluthunde hatten den einsamen Mann jetzt entdeckt. Aus ihren Mäulern drang ein scharfes Bellen, untermauert vom gierigen Hecheln. Sie zerrten an den Leinen.

Drei Hunde waren es.

Nye blieb stehen.

Sein Herz klopfte plötzlich so verdammt hart. Jeden Schlag spürte er als Echo in Höhe der Rippen. Auf der Stirn lag der Schweiß. Heiß und kalt wurde es ihm zur gleichen Zeit. Zwischen der Handfläche und dem Kolben seines Revolvers hatte sich ein glitschiger Film aus Schweiß gebildet, so daß er die Waffe nicht mehr so fest halten konnte, wie es eigentlich hätte sein müssen.

Nelson war ein ziemliches Stück gelaufen. Mehr als zwei Drittel der langen Treppe lag hinter ihm. Sollte es ihm nicht möglich sein, das letzte Drittel zu schaffen?

Über die Treppe nicht mehr, das stand fest. Wenn es überhaupt eine Chance gab, dann quer über das schräge Gräberfeld. Das tat er auch. Es war nicht einfach, auf dem steinigen Boden zu laufen. Bei jedem

Schritt lauerten neue Fallen, er mußte springen, zur Seite tauchen, um Grabsteine herumwirbeln und durfte dabei nicht die Richtung aus dem Auge bekommen. Wenn er wieder in den Friedhof hineingehetzt wurde, sanken seine Chancen.

Er achtete nicht auf die Gestalten, aber er hörte die verdamten Bluthunde. Sie waren dabei, ihn einzukreisen. Das scharfe Bellen und das bösartig klingende Knurren drangen aus verschiedenen Richtungen zu ihm, und wieder rasten Hitzewellen durch seinen Körper. Sie bildeten gleichzeitig einen Motor, der ihn antrieb. Er mußte die Angst einfach überwinden, hatte auch Glück, daß er nicht stolperte. Und schließlich erreichte er eine der alten Begrenzungen des Friedhofs. Es war dieser hohe Zaun mit den oben spitz zulaufenden Stäben. Wie das Gitter einer Gefängnistür kam es ihm vor. Er steckte den Revolver weg, umklammerte mit beiden Händen die rostigen Stäbe und zog sich keuchend daran hoch, wobei er seine Hacken gegen das Gitter drückte. War es zu schaffen?

Er strengte sich unwahrscheinlich an. Nach jedem Zug oder Ruck kam ein Ächzen über seine Lippen. Der Schweiß drang in seine Augen, hinterließ dort ein Brennen, aber der Mann achtete darauf nicht. Die Haut an seinen Handflächen war diese Belastung nicht mehr gewohnt. Sie scheuerte auf, blutige Striemen blieben zurück, und Rost drang in die Wunden.

Nelson machte weiter.

Die Angst sorgte für gewaltige Kräfte, so daß er fast über sich selbst hinauswuchs.

Mit dem nächsten Griff hatte er die Spitzen erreicht. Und als der erste Bluthund hochsprang, riß er das rechte Bein in die Höhe. Das Gebiß verfehlte ihn. Die Zähne schlugen gegen das Metallgitter. Es wurde durchgeschüttelt. Der Engländer konnte jetzt nicht mehr zurück. In dieser einsamen, unheimlich wirkenden Nacht erlebte er die Angst seines Lebens. Selbst die gefährlichen Spitzen des Zauns

ignorierte er. Er mußte einfach hinüber.

Wie er es schaffte, wußte er selbst nicht zu sagen. Jedenfalls klappte es, und dann erwischte es ihn doch.

Mit der Hose blieb er an einer Spitze hängen. Als er endlich an der Außenseite des Zaunes auf halber Höhe hing, hatte er eine zerrissene Hose und eine Fleischwunde am Oberschenkel. Sie blutete stark. Nelson Nye ließ sich fallen. Der Aufschlag war hart, nahm ihm die Luft, aber Nye hatte sich nichts gebrochen.

Wie ein kranker Mann quälte er sich auf die Füße. Laufen konnte er nicht normal. Die Wunde an seinem Oberschenkel brannte furchtbar. Noch immer strömte Blut nach, aber Nye war auf die Füße gekommen und bewegte sich stolpernd vor.

Der Parkplatz! Nur dieser verdammte Parkplatz. An etwas anderes dachte er nicht mehr. Er mußte ihn einfach erreichen. Dort stand sein Wagen, er mußte einsteigen und wegfahren.

Auf dem Weg dorthin schaute er zurück. Die Gestalten sah er nicht mehr, dafür hörte er das böse Knurren der Hunde. Schon wenige Schritte weiter gelangte er zu den hohen Zypressen. Im Schutze ihrer langen Schatten wühlte er sich regelrecht voran, knickte aber immer wieder ein. Und als er den Fiat erreichte, konnte er sich nicht mehr halten. Die Luft war einfach raus. Er fiel gegen den Wagen, stützte sich ab und kam sich vor wie jemand, den fremde Kräfte halb vernichtet hatten.

Sogar das Fingernach dem Wagenschlüssel fiel ihm schwer. Als er ihn schließlich in der Hand hielt, wäre er ihm fast wieder entfallen. Durch rasches Nachgreifen hielt er ihn fest.

Seine Finger zitterten, als er die Tür öffnete. Obwohl der Wagen lange gestanden hatte, wehte dem Mann aus seinem Inneren noch eine wanne stickige Luft entgegen.

Schwer ließ er sich auf den Sitz fallen. Vor seinen Augen drehte sich die Windschutzscheibe, und sein gesunder Menschenverstand

sagte ihm, daß er eigentlich in diesem Zustand nicht fahren konnte. Eine andere Chance gab es aber für ihn nicht. Er mußte nach Tel Aviv, wo sich die britische Botschaft befand, denn dort sollte er seinen Fund abliefern. Er wußte genau, daß er nur die Spitze eines Eisbergs entdeckt hatte, alles andere lag noch in tiefer Ruhe und im wahrsten Sinne des Wortes in der Erde begraben.

Ohne einen Blick zurückzuwerfen, startete er. Bis Tel Aviv war es noch eine gehörige Strecke. Sie führte durch das fruchtbare Tal an der Küste entlang, er brauchte zum Glück nicht durch die Berge. Im Normalzustand hätte er über die Entfernung gelacht. In dieser verhängnisvollen Nacht aber wurde die Fahrt für ihn zu einer furchtbaren Strapaze. Zweimal entging er nur mit viel Glück einem Unfall. Zu stark waren einfach die Schmerzen, die immer wieder heiße Wellen in ihm hochtrieben, so daß er innerhalb dieses Zeitraums nicht einmal mehr die Fahrbahn erkannte.

Nelson Nye gab nicht auf. Durch eine fast unwahrscheinliche Leistung erreichte er sein Ziel, und als er sich innerhalb der Botschaftsmauern in Sicherheit befand, brach er zusammen.

Daß man ihn verarztete, merkte er nicht. Irgendwann erwachte er und sah in das Gesicht des stellvertretenden Botschafters.

»Geht es Ihnen gut, Nelson?«

»Fast«, ächzte er und fügte, obwohl es ihm schwerfiel, noch eine Frage hinzu. »Habt ihr die Rolle?«

»ja, Nelson. Sie befindet sich bereits auf dem Weg nach London.«

»Dann ist ja alles gut«, flüsterte Nye aufatmend und schließt wieder ein...

Ich stieg an einem Sonntagmorgen in diesen Fall ein. Wie hätte es auch anders sein können, jedenfalls riß mich das Schrillen des Telefons aus dem erholsamen Wochenendschlummer.

Meine Freunde wußten, daß man mich an einem frühen

Sonntagmorgen nicht unbedingt stören sollte, und meine Feinde meldeten sich kaum per Telefon. Wer rief mich also zu dieser Uhrzeit an?

Eigentlich hätte ich selbst auf den Namen kommen müssen, denn ich war nicht einmal überrascht, als ich nach dem Abheben und einem knurrigen Gruß die Stimme meines Chefs, Sir James Powell, vernahm.

»Guten Morgen, John!«

Ich verdrehte die Augen und ließ mich auf das Kopfkissen zurückfallen.

»Wenn Sie anrufen, Sir, kann es kein guter Morgen sein.«

»Sie liegen noch im Bett, nicht?«

»Wir haben Sonntag, Sir«, erwiderte ich spöttisch.

»Das weiß ich. Nur schlägt dem Glücklichen ja bekanntlich keine Stunde.«

»Da ich Beamter bin, kann ich nicht glücklich sein. Sogar Beamte möchten am Sonntag in Ruhe gelassen werden.«

»Fühlen Sie sich denn als Beamter?« stichelte Sir James. »Wollen Sie sich wirklich mit diesen Hyänen am Finanzamt oder irgendwelchen anderen Amtsstubenhockern vergleichen?«

Er wußte genau, wie er mich packen konnte, auch an einem Sonntagmorgen, wo man am besten im Bett blieb, denn das Wetter draußen verdiente den Namen Wetter überhaupt nicht. Es war einfach eine Schweinerei. »Was soll ich denn, Sir? Brauchen Sie Begleitung für einen sonntäglichen Frühschoppen? Soll ich Sie zu einem Club bringen oder...«

»Viel einfacher, John. Sie brauchen nur in mein Büro zu kommen. Das ist alles.«

»Wirklich?«

»Ja.«

»Und dann?«

»Werden wir weiterreden.«

Er ließ die Katze noch nicht aus dem Sack, und das ärgerte mich.

»Können oder wollen Sie mir keinen Tip geben, Sir?«

»Gut, einen kleinen. Es ist eine Sache, die eigentlich nur Sie persönlich etwas angeht. Die Heilige Stadt, Ihr Kreuz, vielleicht auch die Templer. Da ist so einiges möglich...«

»Sie legen mich nicht rein, Sir?«

»Nein.«

»Ich komme so rasch wie möglich.« Die letzten Worte meines Chefs hatten mich alarmiert. Ob Sonntag oder nicht, Dinge, die mit meinem Kreuz in einem unmittelbaren Zusammenhang standen, durften nicht aufgeschoben werden. Das Duschen war schnell erledigt. Das Frühstück dauerte auch nicht länger. Sir James hatte mich angesprochen, nicht aber meinen Freund und Kollegen Suko, der neben meiner Wohnung zusammen mit Shao lebte. Beide würden sicherlich noch tief und fest schlafen.

Manchmal ist es eine Freude, in London fahren zu dürfen. Besonders an einem Sonntagmorgen. Ich erlebte eine zügige Fahrt. Selbst im Yard spürte ich die sonntägliche Ruhe. Obwohl viele Posten besetzt waren, war von der sonst üblichen Hektik nichts zu merken. Überrascht schaute der Kollege vom Empfang auf, als er mich sah.

»Sind Sie freiwillig hier, Sir?«

»Sie etwa?«

»Nein...« Die Antwort klang fast entrüstet. »Ich auch nicht.«

Sir James wartete auf mich. Er saß hinter seinem Schreibtisch, und ich sah so gut wie nichts von ihm, da sein Oberkörper von der aufgeschlagenen Doppelseite einer Zeitung verdeckt wurde. Allerdings hatte er mich gehört und sagte: »Nehmen Sie schon Platz, John.«

Das tat ich auch.

Dann knisterte es, als mein Chef die Zeitung zusammenfaltete, sie auf den Schreibtisch legte und mich anschaute. Er nickte dabei, rückte seine Krawatte zurecht und deutete mit der linken Hand zum Fenster. »Ein scheußliches Wetter, finden Sie nicht auch?«

»In der Tat, Sir.«

»Man sollte verreisen...«

Jetzt kommt wieder die Tour von hinten durch die Brust ins Auge, dachte ich. Wenn Sir James mir auf diese Art und Weise etwas klarmachen wollte, war einiges im Busch. Wahrscheinlich eine längere Dienstreise, die mich in irgendwelche Teile der Welt führte, wo ich mich gegen fremde und finstere Dämonen zur Wehr setzen konnte.

»Wenn Sie verreisen wollen, Sir.« Ich grinste ihn an. »Sie hätten auch mal einen Urlaub nötig.«

»Da gebe ich Ihnen im Prinzip sogar recht. Wobei ich allerdings meine, den jüngeren Leuten das Reisen zu überlassen. Da Sie um einiges jünger sind als ich, treten Sie die Reise an meiner Stelle an. Und Sie bekommen den Trip sogar bezahlt.«

»Also keinen Urlaub.«

»Halb und halb.« Sir James grinste. Er hatte die Katze noch nicht aus dem Sack gelassen. Obwohl ich gespannt war, fragte ich nicht nach und wartete, bis er das Stichwort gab. Sir James machte es ein wenig umständlich. »Sie wissen, John, daß wir in den letzten Monaten, während Sie an anderen Fronten kämpften, unsere Verbindungen haben spielen lassen.«

»Sie meinen die Templer.«

»Sehr richtig.«

»Fanden Sie etwas heraus?«

»Ja, aber lassen Sie mich von Beginn an berichten. Wie gesagt, ich habe alles informiert. Das heißt, nicht nur die Polizeien befreundeter Länder, auch unsere Botschaften und natürlich die Agenten unseres

Außendienstes. Die Leute sollen die Augen offenhalten und uns sofort Meldung erstatten, wenn sie irgendwelche Spuren finden, die auf die Templer hindeuten. Eine solche Spur haben wir jetzt gefunden.«

»Hector de Valois?« fragte ich.

»Das steht noch nicht fest, aber er wird, wenn Sie mich fragen, auch mitspielen.«

Blitzschnell dachte ich nach. Hector de Valois war eine Schlüsselfigur in diesem Spiel. Man konnte ihn als die Persönlichkeit bezeichnen, um die sich vieles gedreht hatte, was mit den Templern in einem unmittelbaren Zusammenhang stand. Hector de Valois hatte im Mittelalter gelebt. Er war einer der großen Kreuzritter gewesen, und er gehörte zu den geheimnisvollen Templern, war sogar einer der Gründer dieses sagenumwitterten Ordens gewesen.

»Jedenfalls«, so fuhr Sir James fort, »ist etwas gefunden worden, und zwar in Asien.«

»Waren dort die Templer?«

»Aber John.« Sir James sprach wie ein Lehrer zu seinen Schülern.

»Gehört Israel nicht auch zu Asien?«

Ich winkte ab. »Natürlich, da haben Sie recht.«

»Nach Israel wird Ihre Reise gehen. Und zwar in die Stadt der Städte, nach Jerusalem. Dort, wo drei Religionen ihren Ursprung haben, finden Sie einen Teil des Geheimnisses, das sich nicht allein um die Templer rankt, sondern auch um Ihr Kreuz. Sie wissen ja selbst, Welch eine lange Wanderschaft es hinter sich hat.«

»Wie haben Sie das herausgefunden, Sir?« erkundigte ich mich.

»Nicht ich, John. Ein Mann namens Nelson Nye.«

»Den kenne ich nicht.«

»Er ist Angestellter der englischen Botschaft in Tel Aviv. Bei unserer Suche stießen wir natürlich auch in diese Richtung, und wir

gaben eine entsprechende Order aus. Dieser Nelson Nye ist fündig geworden. Er hat etwas aus den Höhlen des uralten jüdischen Friedhofs geholt, das sehr wichtig für Sie und uns werden kann. Eine alte Schriftrolle, die eine Information enthält.«

»Haben Sie die Rolle?«

Sir James nickte. »Ein Kurier brachte sie uns.« Er beugte sich zur Seite und öffnete eine Schreibtischschublade. »Am gestrigen Abend brachte sie der Kurier noch zu mir. Da Sie Latein können, habe ich den Text nicht erst übersetzt.«

Er hatte die Rolle inzwischen hervorgeholt. Ein altes Pergament, das sehr brüchig aussah und dementsprechend vorsichtig behandelt werden mußte. Sicherheitshalber hatte man die Rolle in hauchdünnes Zellophan gesteckt.

Als Sir James sie mir reichte, nahm ich sie mit spitzen Fingern entgegen und rollte sie behutsam auf. Es stand tatsächlich nicht viel Text darauf. Die Worte und Sätze nahmen nur die obere Hälfte der Schriftrolle ein. Die untere Hälfte zeigte eine Zeichnung.

Es war mein Kreuz!

Ich schaute mir das Kreuz an, meine Augen wurden groß, und mein Herzschlag beschleunigte sich. Da hatte jemand mein Kreuz genau gekannt. Wie kam es auf die Schriftrolle? Wer hatte es gezeichnet? Ich schaute hoch, sah den Blick meines Chefs auf mich gerichtet und hörte seine Frage: »Haben Sie den Text schon gelesen, John?«

»Nein, noch nicht.«

»Bitte.«

Ich mußte sie gegen das Licht halten. Nicht alle Buchstaben waren genau zu erkennen, trotzdem konnte ich mir den Text zusammenreimen. Halblaut murmelte ich mit. »Zur Ehre und zum Andenken eines gottesfürchtigen Mannes, eines Ritters ohne Furcht und Tadel, eines Kämpfers für das Grabmal unseres Herrn, in einem feindlichen Land, das die Ungläubigen erobert haben. Möge sein

Name nie erlöschen, und möge er nach seinem Ableben für alle Zeiten die Herrlichkeit des Paradieses schauen können. In Gedanken an Hector de Valois.«

Ich ließ die Rolle sinken und schaute meinen Chef an. »Das ist ja interessant.«

»Ja und auch das Kreuz.«

»Sicher.«

»Ahnensie, was das zu bedeuten hat?«

Ich holte tief Luft. »Hundertprozentig sicher bin ich mir natürlich nicht. Aber ich habe so meine Vorstellungen.«

»Reden Sie, John.«

Ich beugte mich vor. »Hector de Valois ist einer der Besitzer des Kreuzes gewesen.«

Sir James erwiderte nichts. Er sagte erst etwas, als ich mir eine Zigarette angezündet hatte. »Da haben wir wohl beide den gleichen Gedanken gehabt.«

»Es muß einfach stimmen.« Ich schaute noch einmal auf die Zeichnung. Das dort abgebildete Kreuz glich dem meinen aufs Haar. Es gab keinen Unterschied. Allmählich wurde mir dieser Hector de Valois unheimlich und gleichzeitig interessant. Ich hatte ihn schon einmal kennengelernt, damals, als ich in eine Zeit entführt worden war und Diablitas Mörder-Gnome kennengelernt hatte. Da waren wir uns begegnet, aber leider unter Voraussetzungen, die mir nicht gefielen. Ich hatte mich da praktisch als Gefangener gefühlt und war dazu gezwungen worden, an einem Turnier teilzunehmen.

»Sagen Sie nichts mehr, John?«

»Mir hat es zwar nicht gerade die Sprache verschlagen, aber ich möchte den Grund wissen, weshalb Sie mich nach Jerusalem schicken wollen. Was es zu finden gab, ist gefunden worden...«

»Nicht ganz.«

»Was fehlt denn noch?«

»Der Finder dieser Schriftrolle, Nelson Nye, ist fest davon überzeugt, daß es auf dem alten historischen Judenfriedhof noch mehr Geheimnisse und Rätsel gibt, die es zu entdecken gilt. Dinge, die mit Ihnen und Ihrem Kreuz in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen.«

»Gibt es einen Grund für diese Annahme?«

»Ja, der existiert. Nelson Nye ist verfolgt worden. Er konnte die Gestalten nicht identifizieren. Es waren Leute, die gefährliche Bluthunde mit sich führten. Nye geriet bei seiner Flucht vom Friedhof in Lebensgefahr. Er hat es als ein Wunder bezeichnet, daß er den anderen entkam. Nelson Nye wird Ihnen, John, ein guter Führer sein.«

»Wann soll ich fliegen?«

»Noch heute.«

Ich lächelte. »Wie ich Sie kenne, werden Sie bereits für ein Ticket gesorgt haben.«

»Das stimmt.«

»Holt Nelson Nye mich ab?«

»Ja, in Tel Aviv. Packen Sie Ihren Koffer.«

»Der ist immer gepackt.«

»Um so besser.« Sir James schaute auf seine Uhr. »Sie fliegen in nicht ganz zwei Stunden.«

Ich erschrak. »Das wird knapp.«

»Nicht, wenn Sie ein Hubschrauber an Ihr Ziel bringt. Er fliegt Sie nach Heathrow.«

Ich wunderte mich nicht einmal, denn mein Chef war ein Meister der Organisation. Zum Abschied reichte er mir die Hand. Sein Lächeln fiel etwas gequält aus. »Geben Sie auf sich acht. Manchmal ist es gefährlich, wenn man zu tief in einer Vergangenheit herumstochert.«

Ich nickte. »Besonders auf alten Friedhöfen.«

»Sie sagen es.«

Mit diesen Worten war ich verabschiedet. Auf dem Flur schüttelte ich den Kopf.

So eine Sonntags-Überraschung hatte ich auch noch nicht erlebt. Aber man lernt eben nie aus. Nichts ist so mit Überraschungen gespickt wie das Leben...

Über Israel lag ein strahlendblauer Himmel. Noch im Landeanflug sah ich das weite Meer und die Schatten zweier dort liegender Kriegsschiffe. Israel war ein Pulverfaß. Terror, Anschläge, Bomben, Soldaten und dazwischen das orientalische, geschäftige und oft genug auch hektische Leben. Die Mischung besaß eine Brisanz, die irgendwie fühlbar war. Die Sicherheitsvorkehrungen auf dem Flughafen waren, soweit ich das beurteilen konnte, optimal. Jeder Passagier wurde genau kontrolliert, auch ich, der ich als VIP reiste und von einem Mitglied der englischen Botschaft abgeholt wurde. Nelson Nye war etwas älter als ich. Er machte den Eindruck eines Haudegens. Das Haar war schon grau, die Haut sonnenbraun und wettergegerbt. Der Händedruck kräftig, das Lächeln herzlich, und gleichzeitig blieb in den Augen ein nachdenklicher Ausdruck zurück.

»Wir beide sind also aufeinander angewiesen, John.«

»Es sieht so aus.«

»Gut, packen wir es und hoffen wir, daß wir mehr Glück haben, als ich es bei meinem ersten Trip hatte.«

»Sie haben es doch überstanden und auch etwas erreicht.«

»Das stimmt schon. Nur möchte ich eine solche Jagd nicht ein zweites Mal erleben.«

»War es so hart?«

»Ja, widerlich.«

Wir waren nicht stehengeblieben, sondern zu einer kleinen Cafeteria gegangen, vor deren Tür Stehtische standen.

»Was nehmen Sie, John?«

»Kaffee.«

»Ich auch.«

Ein junges Mädchen brachte die Getränke, lächelte scheu und bedankte sich, als Nye noch ein Trinkgeld zur Rechnung legte.

»Ich habe lange genug in diesem Land gelebt«, begann der Botschaftsangehörige, »um Ihnen Tips geben zu können. Zunächst einmal möchte ich fragen, ob Sie über mich Bescheid wissen.«

»Sie sind Angestellter der Botschaft.« Ich hatte die Antwort mit einem gewissen Unterton in der Stimme gegeben, der Nye ebenfalls aufgefallen war, denn er begann zu lachen.

»Das ist mein offizieller Job«, sagte er.

»Und der inoffizielle?«

»Geheimdienst.«

»Das weiß ich.«

»Gut, dann sind die Fronten geklärt. Sie sollten aber noch etwas wissen. Wir befinden uns in einem Land, das sich seit seiner Entstehung immer nur verteidigen mußte. Wenn Sie es aus arabischer Sicht sehen, ist Israel ein Staat, der hier nicht hingehört. Israel wurde nach dem Zweiten Weltkrieg wieder ins Leben gerufen. Ich denke anders als die Araber, aber ich möchte noch etwas sagen. Wenn sich jemand in die Defensive gedrängt sieht, sucht er nach Möglichkeiten, um sich zu verteidigen. Eines dieser Verteidigungsinstrumente ist der israelische Geheimdienst Mossad. Manche halten ihn für den besten der Welt. Wahrscheinlich sind die auch über meinen Job informiert.«

»Sie rechnen also damit, daß dem Mossad bekannt ist, für wen Sie tatsächlich arbeiten?«

»Ja.«

Ich nahm einen Schluck Kaffee. Er schmeckte bitter. »Und weiter?«

»Wir stehen also höchstwahrscheinlich unter Beobachtung.«

»Da kann man nichts machen. Haben wir denn etwas Ungezügliches

vor?«

»Im Prinzip nicht. Das heißtt, ich sehe es nicht als ungesetzlich an. Die Israeli denken anders darüber. Schließlich betreten wir eine ihrer ältesten Kulturstätten, den Judenfriedhof am Hang des Ölbergs. Dort vereinigen sich drei Religionen, das muß man sich einmal vorstellen. Ich wollte Ihnen nur klarmachen, was uns erwartet.«

»Aber was ist mit dem alten Judenfriedhof? Mein Chef sprach von einem zweiten Geheimnis, das auf diesem Friedhof verborgen sein soll und von dem Sie mehr wissen.«

Er hob die Schultern. »Mehr wissen, ist übertrieben. Ich weiß nur, daß so etwas existiert. Und zwar nicht weit von dem Ort, an dem ich auch die Rolle gefunden habe.«

»Den genauen Platz kennen Sie nicht?«

»Nein, da müssen wir suchen.«

»Ich bin einverstanden.« Mit einem letzten Schluck leerte ich die Tasse.

»Sie sind auf dem Rückweg verletzt worden, wie ich weiß. Man hat Sie verfolgt. Haben Sie da einen Verdacht?«

»Leider nicht.«

»Konnten Sie die Leute nicht erkennen?«

»Ich will es mal so sagen. Sie sahen aus wie Mönche. Gestalten, die lange, dunkle Kutten trugen und gefährliche Bluthunde an den Leinen hielten.«

»Wo kamen sie denn her?«

»Das wiederum weiß ich nicht. Wenn ich näher darüber nachdenke, glaube ich, daß diese Typen auf dem Friedhof ihre Heimat fanden. Vielleicht leben sie dort.«

Ich schaute ihn skeptisch an. »Geht das denn?«

»Was kann innerhalb von zweitausend Jahren nicht alles passieren? Es gibt ja nicht nur den Friedhof mit seinen Gräbern und Grabsteinen. Viele Geschichten sprechen davon, daß unter den

Hängen des Ölbergs geheimnisvolle Grotten, Stollen und Kavernen verborgen liegen, die kaum ein Mensch gesehen hat.«

»Aber es gibt sie?«

»Ja.«

»Wo haben Sie eigentlich die Schriftrolle gefunden?«

»Sie lag in einer kleinen Nische verborgen. Ich brauchte praktisch nur einen Stein wegzurollen.«

»Und woher wußten Sie davon?«

»Als Mann des Geheimdienstes hat man seine Informanten. Als die Order aus London kam, sich um einen gewissen Hector Valois zu kümmern, habe ich einige Leute angesprochen. Schließlich meldete sich mein Informant, der die Stadt wie seine Westentasche kennt. Er zeigte mir die Spur. Nun ja, ich bin ihr nachgegangen und fand die Rolle.«

»An den Informanten komme ich nicht heran?«

Er gab lächelnd seine Antwort. »Sie kämen schon, aber weshalb sollten Sie sich mit ihm in Verbindung setzen? Wir wissen ja jetzt den Weg.«

»Natürlich. Wie sieht es mit Ihrer Verletzung aus? Sind Sie eigentlich wieder fit?«

»Klar. Die Wunden sind verheilt.« Er schaute auf seine Uhr. »Wir sollten auch nicht zu lange warten. Was wir benötigen, habe ich im Wagen. Lampen, Seile und auch kleine Hacken. So ein Ausflug ist nicht ungefährlich, wie Sie sich denken können.«

»Das glaube ich Ihnen.«

»Haben Sie sonst noch Fragen?«

»Im Moment nicht, Nelson. Mich würde nur interessieren, wer Sie da verfolgt hat.«

»Ich weiß nur, daß es keine Mossad-Leute waren. Nehmen Sie diese Typen nur nicht auf die leichte Schulter.«

»Keine Sorge, das habe ich noch nie getan.« Nach dieser Antwort

verließen wir die Hektik des Flughafens.

Jerusalem my love!

Ich glaube, mit diesen drei Worten hat man alles ausgedrückt, was man für diese Stadt empfinden kann.

Heilig und umstritten. Gleichzeitig himmlisch, aber auch voller irdischer Probleme. Diese Stadt ist einfach einzigartig und auch immer eine Reise wert, egal zu welcher Jahreszeit.

Die Klagemauer, der Ölberg mit dem Garten Gethsemane, der uralte Judenfriedhof, vor dem die Silberkuppel der Aksa-Moschee glänzt, das alles sind Eindrücke, die einfach unvergessen bleiben. Dazu eine Mixtur aus Altstadt, mit einem Labyrinth aus Gassen, Nischen und Torbögen, ein einziger Markt, dann das moderne West-Jerusalem, der Treffpunkt junger Leute, die das Leben genießen wollen. Auf der anderen Seite der uralte Orient mit seiner Bevölkerungsstruktur aus Arabern und orthodoxen Juden.

Wir hatten die Fahrt über die Küstenstraße gut hinter uns gebracht. Gewundert hatte ich mich doch über die starken Militärkontrollen und die zahlreichen Soldaten, die alles bewachten.

Israel war ein Pulverfaß. Das spürte man.

Es war noch nicht dunkel geworden. Der goldene Schein der untergehenden Sonne lag über der Stadt und dem Land. Auch im Winter ist Jerusalem nicht kalt.

Man hat hier Temperaturen um die zwanzig Grad, es ließ sich also aushalten.

Unser Ziel war der alte Judenfriedhof. Wir mußten den Aufstieg am Ölberg beginnen, an der Kirche aller Nationen, auch Basilika der Todesangst genannt.

Der Garten dieses Gotteshauses gehört zu Gethsemane, jener Stätte, an der Jesus verraten und verhaftet wurde.

Ich sah auch die acht Olivenbäume, die aus einem Blumengarten

hervorstachen, von einem Mönch kultiviert wurden und der Sage nach aus der Zeit Jesu stammen sollten. An einem dieser Bäume sollte sich Judas, der Verräter, aufgehängt haben.

Der alte Friedhof lag nicht direkt im Garten, sondern außerhalb. Wir verließen den offiziellen Weg, auf dem wir uns fast allein befanden, und betraten den Friedhof. Die Mitte des Ölbergs hatten wir ungefähr erreicht. Die Zahl der Grabstätten sollte sich auf 100000 belaufen, wie man mir berichtete. Ich hatte es erst nicht glauben wollen, nun glitt mein Blick staunend über die unzähligen weißen Steine und Platten, die den Hang bedeckten, so weit das Auge reichte. Dieser Hang ist schattenlos, kein Baum, kein Busch befindet sich dort.

Mein Begleiter sagte nichts. Er hatte bestimmt mein Staunen erwartet und ließ mich schauen.

Regelrecht fasziniert wurde ich von der Kuppel des Felsendoms. Er ist das Denkmal des Islams, dieser dritten Religion, die die Stadt Jerusalem prägt. Mohammedanern und Juden ist dieser Dom heilig. Der Prophet Mohammed hat von dort aus seine Reise in den Himmel angetreten, Abraham war hier zur Opferung seines Sohnes Isaak bereit, und Kain soll dort seinen Bruder Abel erschlagen haben. Manche frommen Juden gehen sogar noch weiter. Sie und gläubige Mohammedaner behaupten, daß aus dem Staub des Felsens Adam, der erste Mensch, erschaffen worden sei. Dann war also der Felsen, den ich unter der Goldkuppel sah, gewissermaßen der Nabel der Welt.

Ich konnte mich einer Gänsehaut nicht erwehren. Hier war die Stille greifbar. Die Stimmen der wenigen Pilgergruppen aus dem Garten Gethsemane und die Geräusche aus dem Kidrontal, das zwischen Altstadt und Ölberg liegt, drangen nur schwach bis zu uns. Zudem neigte sich ein wunderbarer Tag seinem Ende entgegen. Selbst im Winter blühen in Jerusalem noch die Blumen.

Auch mich hatte die Stadt in ihren Bann gezogen, und ich nahm mir vor, wenn es die Zeit zuließ, noch einen oder zwei Tage zu bleiben, denn viel zu wenig hatte ich bisher zu sehen bekommen.

Jerusalem faszinierte mich.

Ich hörte Nelson Nyes Stimme. Er sagte nur ein Wort. Es kam mir vor, wie vom trockenen Wind herbeigetragen. »Und?«

Ich drehte mich um. Von unten her schaute er mich an, auf seinem Gesicht ein wissendes Lächeln.

»Mir fehlen einfach die Worte.«

»Das habe ich mir gedacht. So wie Ihnen, John, geht es vielen Menschen, die zum erstenmal herkommen.«

»Und sicherlich immer wiederkehren?«

»Das auch.«

Nelson Nye trug einen Rucksack auf der Schulter. Dort hatte er die Lampen, die Seile und das Werkzeug hineingepackt. »Wir sollten gehen,« schlug er vor.

Ich hatte es nicht so eilig. »Moment noch,« bat ich ihn. »Sie haben mir von diesem Friedhof berichtet, von Höhlen, Stollen, Kavernen...«

»Die gibt es auch.«

»Ich sehe nur die weißen Steine.«

»Klar, wir müssen auch zum anderen Teil des Bergs. Die Grabsteine dort sehen anders aus. Vermoderter. Ich habe das Gefühl, als hätte man dort nur bestimmte Menschen begraben.«

»Und welche?«

»Christen vielleicht. Sie gehören schließlich nicht auf den jüdischen Friedhof.«

Ich ließ mir Nelson Nyes Worte durch den Kopf gehen und stimmte dem Mann zu. Die Kreuzritter waren Christen gewesen. Sie hatten gegen die Ungläubigen gekämpft, viele von ihnen hatten ihr Leben im Gelobten Land lassen müssen. So war es durchaus wahrscheinlich

logisch, daß sie in anderen Gräbern ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten.

»Genau wissen Sie es nicht?«

»Nein, John, nur ist der Teil des Friedhofs, wo wir hingehen, unheimlicher.«

»Dann los.«

Die Sonne sank immer weiter. Noch war sie zu einem Drittel zu sehen. Ein knallroter, tiefliegender Ball, umgeben vom hellen Grau der Dämmerung.

»In welche Richtung müssen wir?« fragte ich Nye.

Er deutete nach Osten. »Zum Glück brauchen wir nicht höher zu steigen.«

Das kam mir natürlich entgegen. Die Anstrengung des Fußmarsches spürte ich in meinen Waden. Bei jedem Schritt machte sich die Anspannung bemerkbar.

Die Wege zwischen den weißen Grabplatten waren sehr schmal, wirkten aber gepflegt. Im Sommer und in der Mittagszeit, wenn die Sonne hoch stand, hätte ich den Friedhof freiwillig nicht betreten. Dann war die Hitze fast nicht zu ertragen.

Zwei Männer kamen uns entgegen. Sie gehörten unterschiedlichen Religionen an. Der eine war ein Priester. Seine schwarze Soutane reichte bis zum Boden. Die nackten Füße steckten in Sandalen. Der Wind hatte auf seine Kleidung eine Staubschicht gelegt. Sein Begleiter war ein orthodoxer Jude. Unentwegt redete er auf den Priester ein. Uns grüßten sie freundlich, als sie uns passierten.

»Hier treffen Sie auf Schritt und Tritt fremde Kulturen«, erklärte mir Nelson Nye.

Allmählich erreichten wir freies Gelände. Es war felsiger. Nelson Nye blieb stehen und deutete den Hang hinab in die Tiefe. »Wenn Sie hier weitergehen, kommen Sie irgendwann zu dem hohen Gitter, dessen Spitzen mir fast zum Verhängnis geworden wären.«

»Dann haben wir es nicht mehr weit.«

»Das stimmt allerdings.«

Er ging jetzt voraus. Ein Mann, der sich sehr wohl bewußt war, welche Aufgabe ihn erwartete. Seine Schritte waren fest, er trat sicher auf. Ich hatte nicht das nötige Schuhwerk und mußte achtgeben, auf dem glatten Gestein nicht auszurutschen.

Wir liefen durch Mulden und Rinnen. Wenn es zu schwierig oder mühsam wurde, halfen uns zum Glück die in den Hang geschlagenen Treppenstufen.

Der Tag neigte sich immer mehr seinem Ende entgegen. Nur mehr über dem Horizont stand ein fahler Glanz, als hätte jemand rot angestrichenes Metall noch einmal kräftig poliert.

Auch Menschen sahen wir nicht mehr. Obwohl es nicht stimmte, hatte ich das Gefühl, mit Nelson Nye allein an diesem Hang des Ölbergs zu stehen. Tief unter uns lag die Heilige Stadt Jerusalem. Die Kuppel des alles überragenden Felsendoms stand wie ein Bindeglied zwischen Himmel und Erde.

Nye und ich befanden uns in einer Rinne. Regenwasser mußte sie im Laufe der Jahrhunderte ausgewaschen haben, denn der Fels war glatt. Nelson war stehengeblieben, hatte seinen Rucksack abgenommen und ihn geöffnet.

»Wir müssen die Lampen holen.«

Drei insgesamt hatten wir mitgenommen. Eine zur Reserve. Die Lampen waren nicht sehr groß. Als ich meine jedoch einschaltete, hatte ich das Gefühl, in einer Insel von weißem Licht zu explodieren. Ich war so erschrocken, daß ich sie wieder ausschaltete.

Nye lachte. »Ich hätte es Ihnen sagen sollen, John. Das sind diese neuen Halogen-Scheinwerfer. Klein, aber lichtstark.«

»Das habe ich gesehen.«

Nye hatte seinen Rucksack wieder verschnürt und warf ihn über den Rücken. »Kommen Sie, wir sind gleich da.«

Wieder folgten wir der Rinne, bogen dort, wo sie sich teilte, links ab. Zu beiden Seiten wuchsen die Felswände in die Höhe. Ich kam mir vor wie in einer Schlucht. Die Enge ließ sie höher wirken, als sie es tatsächlich war.

Nye ging vor mir. Er kletterte über die Steine hinweg und bewegte sich sehr sicher, als wäre er diesen Weg schon einige Male gegangen. »Wir befinden uns auf einem der Zugänge zu den geheimen Höhlen des Berges«, erklärte er mir.

»Wo Sie auch die Schriftrolle gefunden haben?«

»Sehr richtig.« Er schaltete wieder seine Lampe ein. Der helle Lichtbalken begann zu wandern und huschte wie ein dicker Arm an den rauen Felswänden entlang. Er drang ein in Spalten und Risse, machte kleine Mulden und Höhlen sichtbar. Es war ein weißes unnatürliches Licht, das im krassen Gegensatz zu den dunklen Schatten stand. Als Nye stehenblieb und ich ebenfalls stoppte, sah ich den Arm meines Führers nach rechts weisen. Dort öffnete sich in Bodenhöhe eine kleine Mulde, an die sich drei Treppenstufen anschlossen. Dahinter begann eine Höhle. Der Einstieg war halbrund. Wir mußten uns schon dünn machen, um überhaupt hineinklettern zu können.

Nye nahm den Rucksack ab. Ich hielt ihn so lange, bis der Mann verschwunden war, reichte ihn dann nach und zwängte mich ebenfalls durch den schmalen Eingang. Nelson Nye erwartete mich schon, und ich wunderte mich über die Größe der Höhle, die sich hiner dem doch relativ kleinen Eingang ausbreitete. Ich schaute dem Strahl nach, der über feuchtglänzendes Gestein glitt.

»Spüren Sie nichts, John?«

»Was soll ich spüren?«

»Manche Leute sagen, daß man hier etwas von der Aura der Geschichte spürt.«

»Schon, aber ich sehe das anders.« Ich stand vordem Versteck, dem

der Mann die Schriftrolle entnommen hatte.

Nye kam zu mir und gab mir seine zweite Leuchte. »Wenn Sie es sich genauer ansehen, wird Ihnen etwas auffallen.«

»Ich sehe nichts.«

»Schauen Sie genau nach!« drängte Nye. »Es ist an der Wand...«

Seine Stimme klang flüsternd. Dennoch hörte ich die Erregung durch, die ihn umklammert hielt. Er stand hinter mir. Sein Atem streifte meinen Nacken. Für einen Moment traute ich dem Frieden nicht. Wenn Nye ein Doppelagent war, hatte er jetzt eine Chance, mich... Meine Gedanken stoppten. Nelson Nye hatte nicht gelogen. Da war tatsächlich etwas.

Eine Kante, die schärfer aus der Felswand hervorsprang. Man konnte es auch als Hebel sehen.

»Na, haben Sie es gefunden?«

»Ja, diesen Hebel.«

»Das ist es, John.«

»Was geschieht, wenn ich ihn bewege?«

»Probieren Sie es aus, John. Ich habe mich nicht getraut. Sie wissen doch, was man sich erzählt. Der Ölberg ist untertunnelt. Da gibt es Kavernen, Gänge und Kammern. Alles noch nicht erforscht. Ich habe das Gefühl, daß man mit einem Hebedruck den Weg in diese Tiefen freisetzen kann.«

»Mal sehen.«

Nachdem ich diese Worte gesagt hatte, hörte ich hinter mir Schritte. Nelson Nye ging einen Schritt zurück. Ich aber streckte meinen Arm aus und berührte den Hebel.

Nach unten konnte ich ihn nicht bewegen, also zog ich ihn in die Höhe, stellte fest, daß er sich bewegen ließ, zwar etwas hakte, aber bei größerem Druck doch nachgab. Gleichzeitig vernahm ich das Knirschen, zog meine Hand wieder zurück und wartete auf das, was da folgen würde.

In meinem Innern spürte ich die Spannung. Und ich roch die schlechte Luft.

Der Boden rutschte weg. Staub wallte mir entgegen. Ich mußte die Augen schließen. Nach einigen Sekunden erst und nachdem ich mich etwas zurückgezogen hatte, öffnete ich sie wieder, blickte in den Staub hinein und entdeckte die verschwommenen Umrisse eines Lochs im Boden. Der scharfe Lampenstrahl gab mir eine bessere Sicht.

»Na, haben Sie etwas gefunden?«

»In der Tat. Eine Luke oder einen Eingang.«

»Führt er in die Tiefe?«

»Sicher.«

»Gehen Sie hinunter?«

»Natürlich.« Er drehte den Kopf. »Ihr Fund war nur ein Hinweis. Ein Tip, dem ich folgen muß.«

»Und was oder wen hoffen Sie zu finden? Vielleicht Hector Valois, nach dem immer so gesucht wurde?«

»Ich bestimmt nicht. Möglicherweise eine Spur. Außerdem möchte ich Ihnen etwas zeigen.« Ich zog mit meiner Kette das Kreuz hervor. Da es den Lampenschein reflektierte, konnte man meinen, das Kreuz würde in Flammen stehen. Trotzdem war es zu erkennen, und mein Gegenüber bekam große Augen. Vor Staunen vergaß er, den Mund zu schließen.

»Erkennen Sie es wieder?« fragte ich ihn.

»Aber... aber ja doch!« flüsterte Nye und krampfte seine Finger zusammen. »Das ist genau das Kreuz, das ich auf der alten Schrift gesehen habe. Nicht wahr?«

»Stimmt.« Ich lächelte. »Begreifen Sie jetzt, weshalb ich hier nicht aufgebe?«

Nye stand auf, bückte sich und legte beide Hände auf die Oberschenkel. Die Lampe hatte er am Gürtel festgehakt. »Ja, in etwa.

Dieser Hector de Valois muß ein verdammt interessanter Mann gewesen sein.«

»Das war er auch.«

»Glauben Sie denn, daß er hier in Jerusalem gewesen ist?«

»Bestimmt, Nelson. Er hat hier seine Spuren hinterlassen. Vielleicht finde ich einen Weg oder eine Information, die mir Näheres über diese geheimnisvolle Person bringt.« Ich deutete auf die Luke, wo sich der Staub allmählich senkte. »Wollen Sie mich begleiten, oder ziehen Sie es vor, draußen zu warten?«

»Brauchen Sie Rückendeckung?«

»Darauf kann ich Ihnen keine Antwort geben.«

»Ich habe wenigstens nichts Verdächtiges bemerkt. Das heißt, niemand hat uns verfolgt. Aber die Mossad-Leute sind gut. Die können sich fast unsichtbar machen.«

»Haben wir denn eine strafbare Handlung begangen?«

»Das nicht, nur wissen die, für wen ich arbeite. Manchmal komme ich mir vor, wie von denen an einer langen Leine geführt.« Er winkte ab. »Was soll's? Mitgefangen, mitgehängt. Ich werde Sie in die Tiefe begleiten.«

»Danke.«

»Diesmal machen Sie aber den Anfang.«

»Klar.«

Wahrscheinlich hatte seit Jahrhunderten diesen Gang niemand mehr betreten. Der Stein oder die Klappe, die den Abschluß der Öffnung gebildet hatte, war in der Tiefe verschwunden.

Ich schlängelte mich durch die Luke. Die Beine hielt ich ausgestreckt und erreichte auch so etwas wie eine Trittstufe im Gestein. Die Luft, die sich mir entgegendrückte, war kaum zu atmen.

Hätten wir uns auf eine Fackel verlassen müssen, sie wäre bestimmt wegen Sauerstoffmangels erloschen.

Sehr behutsam tastete ich mich vor. Der tief in den Berg

hineinreichende Stollen hatte uns verschluckt.

Meine Lampe leuchtete ihn aus.

Das helle Kunstlicht wirkte völlig fremd in dieser Umgebung, wo der Staub wie ein nie abreißender Vorhang in der Luft lag und sich schon auf unsere Gesichter gesetzt hatte.

Auch Nelson Nye war gekommen. »Es gibt nur diesen Weg, gehen wir ihn.«

Schon oft bin ich durch Gänge und Stollen geschlichen. Hier aber hatte ich das Gefühl, in die Ewigkeit oder fast an den Beginn der Schöpfung vorzustoßen.

Es gab eigentlich keinen konkreten Grund für diese Vorstellung, vielleicht war es auch die Erinnerung an diese biblische Stätte, die solche Gedanken und Schlußfolgerungen aufkommen ließ.

Über uns befanden sich die letzten Gräber, aber die Decke bestand aus graubraunem Fels, der allerdings keine feuchten Tropfen zeigte, sondern staubtrocken war.

Unter unseren Füßen knirschte es. Es war das einzige Geräusch. Wo der Gang hinführte, war uns unbekannt. Gab es überhaupt ein Ziel, oder befanden wir uns nur in einem unterirdischen Labyrinth, das von irgendwelchen Menschen in einer Vorzeit errichtet worden war, als sie sich unter Umständen von den hier ansässigen Moslems verfolgt fühlten, so daß diese Stätte auch den Kreuzrittern als Unterschlupf gedient hatte. Möglicherweise waren sie hier gefangen genommen worden und in den Höhlen und Gängen elendig verhungert.

Nach einiger Zeit - wir befanden uns noch immer im gleichen Gang - drückte sich Nye an mir vorbei und blieb stehen.

Ich wunderte mich. »Was haben Sie?«

Er hob die Schultern und leuchtete in die Runde. »Irgend etwas gefällt mir nicht.«

»Wieso?«

Er lachte vor seiner Antwort. »Genaues kann ich nicht sagen, aber mein Zeh juckt. Immer wenn das geschieht, habe ich das Gefühl, daß eine Gefahr unmittelbar vor uns liegt.«

Ich widersprach ihm nicht. Nicht erst einmal hatte ich Menschen getroffen, die sehr sensibel reagierten. Sie merkten genau, wann etwas schiefgehen konnte, besaßen gewisse Antennen für Gefahren, und Nye schien mir zu diesen Typen zu gehören.

»Sie spüren nichts?«

»Nein.«

Nye strich durch sein Gesicht. »Verdammtd, diese Gänge sind mir einfach nicht geheuer. Da muß jeder Schritt vorsichtig gesetzt werden. Ich denke nur an den Stein an der Eingangsluke.«

»Wie meinen Sie das?«

Seine Stimme wurde noch leiser. »Das hat mir sehr nach einer indirekten Falle ausgesehen. Zwar hätte uns der Stein von dieser Seite nicht erschlagen können, aber ich sehe das als Warnung an. Die Leute damals haben sich etwas einfallen lassen.« Er hustete, weil Staub in seine Kehle geraten war. Dann nickte er und ging weiter. Dieser Gang vermittelte mir immer mehr den Eindruck, lebendig begraben zu sein. Kein Tageslicht, kein Windzug, die absolute Hoffnungslosigkeit war hier Trumpf.

Dann blieben wir stehen, denn wir hatten ein unheimliches Geräusch gehört.

Es war im ersten Moment nicht zu identifizieren. Ein Saugen oder Rauschen, aber weder Nelson noch ich bekamen heraus, was es war.

»Vielleicht ein unterirdischer Fluß«, vermutete der Geheimagent.

»Meinen Sie wirklich?«

»Ich kann mir nichts anderes vorstellen«, erklärte er. »Woher soll das sonst kommen?«

Im Prinzip hatte er recht, doch dieser Höhle oder diesem Areal traute ich nicht. Da war alles möglich. Und wir erreichten auch ein

tiefe in der Erde liegendes Gewölbe. Urplötzlich stachen die beiden Strahlen unserer Lampen hinein und leuchteten es aus.

»Hier war ich auch noch nie!« flüsterte Nye.

»Kann ich mir vorstellen.«

Wir trennten uns am Ende des Ganges und betraten das Gewölbe praktisch von zwei verschiedenen Seiten. Ich konnte es drehen und wenden, hin und her überlegen, das Resultat blieb stets gleich. Immer hatte ich das Gefühl, als wäre dieser unterirdische Dom von Menschenhand geschaffen worden. Wer konnte es gewesen sein?

In die Seitenwände waren Nischen hineingestemmt worden. In eine leuchtete ich hinein. Der helle Schein füllte sie bis in den letzten Winkel hin aus, und ich erkannte mit aller Deutlichkeit, daß sie nicht leer war. Jemand hatte etwas hineingestellt.

Einen Schritt ging ich näher an das Ziel heran, weil ich mich überzeugen wollte.

Ja, auch beim ersten Hinschauen hatte ich mich nicht getäuscht. Es war eine Figur - ein Hund.

Sehr groß, mit langen Beinen und verdammt echt aussehend. Zudem war der Hund aus schwarzem Gestein gehauen worden. Wer dies getan hatte, mußte ein Meister seines Fachs gewesen sein. Mir jedenfalls kam das Tier so vor, als würde es schlafen.

Natürlich dachte ich sofort an Nelson Nyes Bericht, als er von seiner Flucht über den Friedhof erzählte und dabei auch von den ihn verfolgenden Bluthunden gesprochen hatte.

Sah dieser Steinhund nicht so aus?

Ich rief Nelson flüsternd zu mir. Er hatte ebenfalls in eine Nische geleuchtet, aber nichts gefunden und war deshalb baff erstaunt, diese Figur dort zu sehen.

»Und?« fragte ich.

Er hatte genau gewußt, auf was ich hinauswollte. »Ja«, sagte er leise.

»Ja, genau, das ist er. Das ist dieser verdammte Köter, der mich verfolgt hat.«

»Nur lebt dieser nicht.«

»Sind Sie sicher?«

»Jedenfalls kann ich einen Steinhund von einem lebendigen Tier unterscheiden«, erwiderte ich.

»Ich traue diesen Gegnern alles zu.«

»Sind Sie nicht auch noch von Menschen verfolgt worden?«

»Klar. Wollen Sie die ebenfalls finden?«

»Das wäre nicht schlecht.«

»Sie nehmen sich verdammt viel vor, Sinclair. Oder aber Sie überschätzen sich.«

»Das will ich doch nicht hoffen.«

Erst nach meiner Antwort kamen wir dazu, uns wieder auf die Umgebung zu konzentrieren. Bisher hatten wir die Geräusche nicht mehr vernommen. Nun aber hörten wir sie von neuem.

Da war wieder dieses Brausen oder Rutschen, und gar nicht einmal weit von uns entfernt.

»Das ist links«, sagte Nye und drehte ab.

Ich wollte ihn noch warnen, da war er schon weg, und so verfolgte ich ihn mit dem Lichtschein.

Seine Gestalt hob sich deutlich von der hellen, leicht bläulichen Lichtfülle ab, bis zu dem Augenblick, als er plötzlich stoppte, dabei mit den Armen ruderte und sich zur Seite werfen wollte. Er geriet dabei ins Stolpern, rief um Hilfe, und ich jagte auf ihn zu.

Nach wenigen Schritten schon spürte ich die Gefahr. Der Boden war nicht mehr hart, er sackte praktisch unter uns weg, und er zog auch gleichzeitig, so daß ich nur eine Erklärung dafür hatte. Treibsand!

Ich packte zu, ergriff die Schulter des Mannes und riß Nelson Nye zurück, der bereits bis zu den Knien in dieser verfluchten Falle

steckte. Unsere Lampen gerieten ins Schwanken. Die beiden Strahlen zuckten über die Wände und die Decke der Höhle. Sie führten dabei einen ziemlich verrückten Tanz auf.

Nye hatte sich drehen können. Seine Arme umschlangen meine Hüfte. Ich war für ihn der Rettungsanker.

Auch unter meinen Füßen war der Boden weicher und ziehender geworden, aber ich stand trotzdem besser als Nye. Mit meinem gesamten Gewicht drückte ich mich zurück, hatte auch den linken Fuß nach hinten gedrückt und zum Glück auch Halt gefunden. So klappte es.

Stück für Stück zog ich Nelson Nye aus diesem saugenden und fließenden Untergrund hervor.

Er schimpfte dabei und bedankte sich in einem. Als wir auf sicherem Grund standen, schlug er mir auf die Schulter. Ich wußte, daß er sich bedanken wollte, winkte aber ab und sagte nur. »Manchmal hat man eben Glück im Leben.«

»Meines ist schon fast überstrapaziert.«

»Fragen Sie mich mal.«

Er kam wieder auf seinen plötzlichen Einbruch zu sprechen. »Ich möchte nur gern wissen, was das für ein Zeug war.«

Ich leuchtete hin.

»Das ist Kies. Ganz normaler Kies. Und in oder unter ihm befindet sich ein Trichter. Das ist eigentlich alles.«

Intervallweise rutschte Kies nach. Betreten konnten wir ihn nicht mehr, er wäre zu einer tödlichen Falle geworden.

Wir hatten ihr im letzten Augenblick entkommen können. Der neben mir stehende Nelson Nye atmete schwer. »Das ist wie eine Klammer, die du an deinen Beinen spürst«, versuchte er es mir im nachhinein zu erklären.

»Da kommt die Todesangst urplötzlich.« Er schüttelte den Kopf.

»Verdammtd, ich darf nicht darüber nachdenken.«

Da hatte er recht. Wir mußten unsere Gedanken nach vorn schicken, denn noch hatten wir die zweite Spur oder die Lösung des Rätsels um Hector de Valois nicht entdeckt.

Nye leuchtete gegen die Decke. Das Gestein dort glänzte dunkel, als hätte man es poliert. »Ich werde das Gefühl nicht los, daß wir in einem gewissen Zentrum stecken. Das hier ist anders als dieser Stollen. Ich rechne auch mit weiteren Fallen.«

»Bestimmt.«

»Was haben Sie vor?«

Ich deutete auf die Nische, in der ich den versteinerten Hund entdeckt hatte. »Ihn möchte ich genauer unter die Lupe nehmen.«

»Der ist aus Stein.«

»Äußerlich ja.«

»Wie meinen Sie das denn?«

»Abwarten, Nelson. Ich habe da so meine eigenen Vorstellungen.« Das war nicht gelogen. In den letzten Minuten hatte ich über gewisse Dinge nachgedacht, und eine zentrale Rolle spielte dabei das Kreuz. Es befand sich in meinem Besitz, aber ich hatte es auch auf dieser Schriftrolle gesehen, die in dieser unmittelbaren Umgebung gefunden worden war. Also mußte mein Kreuz mit dem Stollen hier in Verbindung stehen. Da kam mir die Nische mit dem versteinerten Hund gerade recht. Nye blieb zurück. Er schaute sich die unmittelbare Umgebung der unterirdischen Kiesfalle näher an, bewegte sich dabei aber sehr vorsichtig, da gebranntes Kind bekanntlich das Feuer scheut. Ich erreichte die Nische.

Der Hund starrte mich an, jedenfalls hatte ich das Gefühl. Ein aus schwarzem Stein geschaffenes, brandgefährliches Tier, bei dessen Anblick ich eine Gänsehaut nicht vermeiden konnte. Die Halogenlampe besaß an ihrer Rückseite einen Haken. Ihn klemmte ich im Gürtel fest, so daß ich beide Hände frei hatte. In einer, der rechten, hielt ich das Kreuz. Vorsichtig näherte ich den wertvollen

Talisman der Hundestatue. Auf einmal geschah etwas Seltsames. Das Kreuz veränderte sich zwar nicht, aber ich wurde das Gefühl nicht los, daß es allein durch seine Existenz mir einen gewissen Weg geöffnet hatte, denn in dieser unterirdischen Felsenhöhle war ein geheimnisvolles Raunen und Flüstern zu hören. Es kristallisierten sich Stimmen hervor, und zur gleichen Zeit geschah noch etwas anderes.

Der versteinerte Bluthund bekam Leben zurück. Seine Augen fingen an zu glühen, und der Unterkiefer des Mauls fiel nach unten, so daß ich auf die gefährlichen Reißzähne starren konnte...

Zuerst tat ich nichts.

Ich hörte die Stimmen, versuchte mich zu konzentrieren und Worte zu erkennen, aber da war nichts zu machen. Nur das Wispern und Raunen lag wie ein nicht sichtbarer Vorhang über der Höhle. Etwa eine Unterarmlänge vom Maul des Bluthundes war das Kreuz zur Ruhe gekommen. Sein jetzt leicht mattes Glänzen kam mir vor wie ein Zeichen der Hoffnung.

Ein völlig neues Gefühl überschwemmte mich. Ich dachte daran, daß man mich erwartete, um sich mir endlich offenbaren zu können, deshalb dachte ich auch nicht zu sehr an den Hund, sondern konzentrierte mich auf das Flüstern und Raunen.

»Es steht geschrieben, daß die Ewigkeit irgendwann ein Ende haben wird«, hörte ich die Worte. »Für uns dauert sie nicht unendlich. Schon damals wurde uns gesagt, daß irgendwann jemand erscheinen wird, der das Kreuz bei sich trägt, das man nicht zerstören kann. Wir sehen dich, wir sehen das Kreuz, aber du kannst uns nicht sehen.«

»Und doch seid ihr da?«

»Das stimmt, wir sind es. Und wir werden auch bleiben...«

»Wer seid ihr?«

»Wir kamen aus dem Land der Gallier und haben das Heilige Grab verteidigt. Aber die Ungläubigen waren stark. Wir wurden zurückgeschlagen und mußten hierher flüchten. Nicht alle sind umgekommen, aber in diesen Höhlen, die Christen vor uns gegraben hatten, fanden wir unser Grab.«

»Wer war euer Anführer?«

»Hector de Valois hieß der Mutige. Er war der Führer der Templer, und er wurde damals, als er in die Heimat zurückkehrte, von Papst Clemens V. verbannt. Wir blieben hier...«

»Als Verbannte?«

»Als Tote.«

»Dann müßte ich noch etwas von euch finden.«

»Vielleicht...«

»Und was?«

Ich hörte ein leises Lachen.

»Nein, wir werden es dir nicht sagen. Nur eins noch. Wir haben uns, als wir hier verhungern mußten, geschworen, dem Glauben untreu zu werden. Wenn du dich auskennst, wirst du wissen, daß es welche von uns gibt, die dem Idol Baphometh folgten. Wir gehörten dazu. Das lange Schicksal, das Wissen, allmählich zu sterben, hat uns so handeln lassen. Jetzt bist du mit dem Kreuz gekommen, wir aber dienten einem anderen, unsere Seelen finden keine Ruhe, doch wir werden sehen, wer stärker ist. Baphometh oder dein Kreuz. Wärst du 800 Jahre früher gekommen, hätte alles anders ausgesehen. So aber sind wir Feinde. Die Spur war gelegt, sie wurde gefunden. Die Flamme nur klein, nun aber hat sie sich zu einem gewaltigen Feuer entwickelt, denn die Kraft der Templer wird sich über die neue Welt ausbreiten.«

»Gehörte auch Hector de Valois zu euch?« fragte ich in die raunenden Stimmen hinein.

»Das werden wir dir nicht verraten. Aber laß dir gesagt sein, auch

er stand auf keinem guten Fuß mit dem damaligen Papst. Wir haben für das Kreuz gekämpft, uns dann dagegengestellt und werden nun versuchen, es zu vernichten. Unsere Hunde sind versteinert, aber sie werden töten können, wenn sie wollen. Deinen Begleiter haben wir entkommen lassen, er sollte dich noch zu uns führen, ohne daß er es merkte. Dies ist nun geschehen. Die Zeit der Entscheidung ist reif.«

Die letzten Worte hatten sich verdammt endgültig angehört. Ich dachte über das Gesprochene nach und glaubte fest daran, daß man mich nicht belogen hatte.

»John!« Nelson Nye rief meinen Namen mit belegt klingender Stimme.

»Ich bin hier.«

»Haben Sie dieses Wispern gehört?«

»Ja.«

»Sind das wirklich Stimmen gewesen?«

»Klar.«

»Und was haben sie gesagt? Ich meine, ich habe sie nicht verstehen können.«

»Vielleicht kommen wir später noch einmal darauf zurück. Jetzt sind andere Dinge wichtiger.« Ich deutete in die Nische hinein und damitauch auf den Hund. »Er lebt.«

»Was?« Erstaunt und gleichzeitig dumpf klang mir die Stimme des Geheimagenten entgegen. »Dieser Steinhund soll tatsächlich leben?«

»Keine Sorge, ich lüge nicht. Wir werden sehr auf gewisse Dinge achtgeben müssen.«

»Das will ich mir näher ansehen.«

An Nyes Stelle hätte ich ebenso gehandelt. Ich dachte mir auch zuerst nichts dabei, als ich das Knirschen vernahm. Doch dann hörte ich das heftige und donnerartige Poltern, dazwischen den schrillen Angstschrei. Ich drehte mich um. Dabei hatte ich das Glück, daß der Lampenschein in der Staubwolke die schrecklichen Einzelheiten

sichtbar machte. Die erste Gefahr war aus der Tiefe gekommen, die zweite aber von der Decke. Dort hatte sich die Falle auf eine unvorstellbar grausame Art und Weise gelöst.

Irgendwie und irgendwo mußte Nelson Nye einen Kontakt berührt haben, der einen Mechanismus auslöste. An der Decke hatte sich etwas gelöst, und zwar ein uraltes Skelett, das noch an den knöchernen Beinen festhing, aber mit einem rostigen Schwert bewaffnet war. Und die Klinge hatte haargenau getroffen. Sie steckte in der Brust und in Nelson Nyes Hals!

Der Staub, der Tote, all das Grauen vereinigte sich bei mir zu einem rasenden Wirbel. Ich hatte in meinem Leben schon viel zu sehen bekommen, aber diese Grausamkeiten hätten mich fast geschafft. Da war vor meinen Augen ein Mann brutal ermordet worden. Er hatte die Falle ausgelöst, ich sah noch das Schwert aus seinem Körper ragen. Nelson Nye schwankte.

Es war wohl ein unglücklicher Zufall, daß sich der kalte Lampenstrahl genau auf sein Gesicht richtete. So konnte ich durch die Staubwolke jede Regung sehen, die sich auf seinen Zügen abzeichnete. Eine Mischung aus Schrecken, Wissen und Todesangst.

Nye würde sterben.

Und er fiel. Als er nach hinten überkippte, rutschte die alte Klinge aus der Wunde. Er schlug auf, drehte sich noch auf die Seite und bewegte sich nicht mehr. Blut quoll aus der Wunde.

Allmählich machte ich mich mit der Tatsache vertraut, einen Toten vor mir liegen zu sehen. Dieser Mann hatte vieles überstanden, den letzten Schrecken aber nicht, und ich dachte an die, die mich schon vorgewarnt hatten. Das hier war ihre Welt. Sie waren zwar schon tot, aber sie lebten trotzdem weiter. Sehr brutal hatten sie mir dies gezeigt. Ich schielte zur Decke und bewegte dabei den rechten Arm mit. Von meiner Stellung aus konnte ich den Mechanismus nicht

erkennen, der dort ausgelöst worden war. Irgend etwas war aufgeklappt — okay, mehr aber auch nicht. Nur war die Höhlendecke verdammt groß. Was Nelson Nye passiert war, würde auch mich nicht verschonen, wenn es soweit war.

Noch immer klemmte das Skelett mit beiden Beinen fest. Es schaukelte leicht hin und her, dabei ein leises Knirschen erzeugend. Auch die Waffe bewegte sich mit.

Von der Klinge tropfte das Blut. Das Aufschlagen der Tropfen war jetzt das einzige Geräusch in der herrschenden Stille. Der Knöcherne sah scheußlich aus. Eine braune Gestalt, kein Fetzen Stoff klebte mehr über den Knochen, aber die Knochenklaue hielt den Griff des Schwertes, und das war am wichtigsten.

Erst nach den Sekunden des Schocks fing ich mich wieder, um überhaupt vorgehen zu können. Ich wollte mir den Knöchernen von vorn ansehen, denn ich mußte damit rechnen, daß das Skelett noch lebte, obwohl es auf den ersten Blick tot zu sein schien. Dabei schlug ich einen großen Bogen, behielt die Decke im Auge und rechnete auch damit, irgendeinen Kontakt auf dem Boden auszulösen, der mich in die gleiche Gefahr brachte wie zuvor Nelson Nye. Ich hatte Glück.

Unangefochten erreichte ich mein trauriges Ziel und sah das schaukelnde Skelett dicht vor mir.

Direkt leuchtete ich die Knochenfratze an.

Auch sie besaß ein fauliges Braun. Es gibt relativ »schöne« Skelette und auch widerliche.

Dies hier gehörte zu der letzten Kathegorie. Ein schmutziger, erbärmlicher Knochenkörper mit einem Schwert in der Hand, das wahrscheinlich zur Zeit der Kreuzzüge hergestellt worden war. Über die verrostete Klinge lief das Blut.

Nelson Nye konnte den Treffer nicht überlebt haben. Trotzdem wollte ich es genau wissen. Ich bückte mich und mußte mich überwinden, ihn anzuleuchten.

Ja, er war tot. Ich hatte ihn zwar noch nicht lange gekannt, aber er war immer ein verlässlicher Mensch gewesen. Er hatte alles gegeben, aber es war zu wenig gewesen. In Jerusalem hatte mir dieser Mann sehr helfen können, jetzt aber stand ich allein gegen irgendwelche Feinde. Wie viele dieser Gestalten noch über oder unter mir lauerten, konnte ich nicht sagen, aber wo eine Falle ist, da befinden sich bestimmt noch weitere.

Ich leuchtete gegen die Decke. Es mußte einfach einen Mechanismus geben, der sich auf diese Art und Weise gelöst hatte. Ihn zu finden und auszuschalten, darauf setzte ich meine Hoffnung.

Das Skelett war aus der Decke gefallen. Und dort mußte sich auch eine Klappe befinden, denn weitere Steine waren mit dem Knöchernen nicht zu Boden gerutscht.

Da war auch etwas. Ich konnte in die Öffnung schauen, in der sich der knöcherne Mörder zuvor versteckt gehalten hatte. Sehr genau leuchtete ich sie aus.

Staub und Spinnweben hatten sich dort eingenistet, das war auch alles. Bis auf die Schräge, über die der Knöcherne nach unten gerutscht war. Ich wischte über mein Gesicht. Dort brannte der Staub in den Augen, und erst das Tränenwasser spülte ihn fort.

Mir gefiel es nicht, daß dieser alte Knochenmörder noch immer vor mir hing und sein Schwert in der Hand hielt. Ich wollte es ihm wegnehmen, aber die knochigen Finger waren so fest um den Griff geklammert, daß ich sie nicht davon lösen konnte.

Also ließ ich die Waffe erst einmal, wo sie war.

Es war wieder still geworden. Keine flüsternden Stimmen, kein Raunen mehr, nur diese drückende Stille und die Einsamkeit der unterirdischen Höhlenwelt des Ölbergs.

Das Skelett war eine Gefahr gewesen, doch ich erinnerte mich noch an den Bluthund!

Er hatte gelebt. Zumindest seine Augen waren völlig normal

geworden, so daß sie denen eines Hundes entsprachen. Und ihn wollte ich mir als nächsten anschauen.

Sehr vorsichtig setzte ich meine Schritte. Ich hatte das Gefühl, mich durch ein Minenfeld zu bewegen.

Falls sich noch Skelette in der Decke befanden, so blieben sie in ihr versteckt. Kalt rieselte es meinen Rücken hinab. Es gab mehrere Nischen. Ich leuchtete sie aus und fand nicht alle besetzt. Nur drei dieser Hundekörper waren zu erkennen.

Ich erinnerte mich auch an Baphometh. Man hatte mir den Namen gesagt, und es gab da also genügend Templer, die dieser Figur oder diesem Wesen gedient hatten. Es gab Menschen, die Baphometh als positiv ansahen. Ich gehörte nicht zu ihnen, für mich war er ein Teufel, ein Götze, der Verderben gesät hatte.

Der Bluthund, den ich zuerst in einer der Nischen gesehen hatte, interessierte mich wieder. Im Lampenlicht untersuchte ich ihn und fand das Leben in seinen Augen erloschen. Er war wieder zu einer völlig normalen Figur geworden.

Ich räusperte mich und startete den gleichen Versuch wie vorhin. Wieder konfrontierte ich ihn mit meinem Kreuz. Darauf mußte er einfach reagieren.

Seine Augen glühten auf.

Das Feuer kam von innen. Es war eine wilde, lodernde Kraft, die ihn erfüllte, ein Hauch des Bösen, und er streifte mich wie ein gefährlicher Atem aus der Unterwelt.

Die Augen erinnerten mich an gefährliche, tote Spiegel. Das Maul klaffte wieder auf, ein verdammtes Gebiß leuchtete im Maul auf, und plötzlich lief ein Zittern durch seine Gestalt.

Das begann am Körper, pflanzte sich in den Beinen fort, so daß es aussah, als stünde der Bluthund dicht vor dem Start. Ich blieb stehen. Im Vertrauen auf die Weiße Magie meines Kreuzes bannte ich ihn, erreichte aber das Gegenteil.

Leben bildete sich in seinem Körper.

Für mich ein seelenloses, untotes Leben, das alles in seiner Gestalt erfaßte.

Erste Laute fauchten mir entgegen.

Das Knurren hörte sich drohend an, wie eine letzte Warnung. Gleichzeitig bildete sich in seinem aufgerissenen Maul ein grünlichgelber Brodem, der das Innere nicht nur in seiner Gesamtheit ausfüllte, sondern auch seinen Weg nach draußen fand.

Er wollte starten.

Und er kam!

Nicht allein. Als ich sicherheitshalber einen langen Schritt zurücksprang, vernahm ich schon das Poltern aus der Tiefe der Nische, als wäre der andere dabei, irgend etwas aus der Wand hervorzureißen. Das geschah tatsächlich.

Etwas brach, knackte und polterte. Staubwolken entstanden, füllten die Nische aus, trieben träge durch den Lampenschein, und einen Moment später war der Bluthund unterwegs.

An ihm sah ich nichts Versteinertes mehr. Diese Bestie war voll und ganz zum Leben erwacht.

Sie sprang.

Ich drückte mich nach rechts, sah den Staub und die Gestalt dazwischen, die den Bluthund an der Leine gehalten hatte. Das mußte dieses Wesen sein, von dem auch Nelson Nye gesprochen hatte. Tief im Felsen war es verborgen gewesen, aber jetzt war es frei, hielt den Hund fest und führte ihn auf mich zu.

Es blieb nicht bei diesem einen Geräusch, auch in zwei weiteren Nischen tat sich etwas. Dort erschienen ebenfalls zwei gefährlich aussehende Bluthunde, die ebenfalls an Leinen gehalten wurden. Zum erstenmal gerieten die drei Gestalten außerhalb der eigentlichen Staubwolken. Meine Sicht wurde besser. Zudem leuchtete ich sie direkt an, sah aber nicht viel, nur düstere, schemenhaft wirkende

Kuttenträger ohne Gesicht, die nur den einen Auftrag kannten, mich zu töten. Sie waren nicht einmal langsam.

Von drei Seiten sprangen die kräftig aussehenden Bluthunde auf mich zu. Sie zogen, zerrten und rissen an den Leinen, als wollten sie prüfen, ob das Leder brüchig geworden war.

Wer immer sie waren, ich sah sie als meine Feinde an, ließ das Kreuz verschwinden, behielt dafür die Lampe in der linken Hand und zog mit der rechten die Beretta.

Große Chancen, um auszuweichen, boten sich mir nicht, aber auch sie waren nicht so schnell, um einer Kugel zu entgehen. Deshalb feuerte ich.

Das Silbergeschoß jagte in den ersten Körper des Hundes, der mir am nächsten stand.

Ein gewaltiger Schlag erschütterte ihn. Für einen Moment sah es so aus, als wollte er in die Knie sinken. Die Gestalt, die ihn an der Leine hielt, straffte sich, setzte Kraft ein, um ihn zurückzuziehen, aber der Hund war stärker.

Er kroch vor.

Ja, er kroch, denn die Kugel raubte ihm die Kraft und nahm ihm das Leben.

Nicht winselnd, sondern ächzend oder fauchend kam er auf mich zu. Die Pfoten ausgestreckt, das Maul aufgerissen, aber schon zuckend, als würde er in den letzten Zügen liegen.

Ich konnte mir diesen Vorgang deshalb so gut anschauen, weil die anderen beiden Bluthunde von ihren Haltern noch nicht auf mich gehetzt wurden. Doch dann bekamen sie ihren Befehl. Und beide sprangen gleichzeitig.

Damit hatte ich nicht gerechnet. Die nächsten Sekunden wurden zum reinen Horror für mich, und sie liefen ab wie im Zeitlupentempo. Da sie von verschiedenen Seiten kamen, konnte ich mir leider nur einen von ihnen vornehmen.

Ich entschied mich für den rechten und erwischte ihn am Kopf, aber der zweite war schon da.

Den Schatten sah ich, sprang zurück, riß die Hand mit der Lampe als Deckung vor mein Gesicht, stieß zur gleichen Zeit mit der rechten Hacke gegen einen aus dem Boden wachsenden Widerstand und konnte mich nicht mehr halten.

Hart fiel ich auf den Rücken.

Mein Glück, denn ich hatte durch diesen letzten Stoß mit der Hacke einen weiteren Mechanismus ausgelöst. Über mir hörte ich für einen Moment das Knirschen, dann fiel ein Teil der Decke. Sichtbar wurde die Öffnung, und das nächste Skelett rutschte hervor.

Nicht mit einem Schwert bewaffnet, sondern, was unter Umständen noch schlimmer war, mit einer Sense.

Und die schwang durch die Luft.

Gerade noch rechtzeitig ließ ich mich fallen.

Während ich auf Tauchstation ging, war der Bluthund noch mit einem gewaltigen Sprung auf dem Weg nach oben. Er erwischt mich nicht mehr, dafür die Sense ihn.

Hart und gnadenlos sauste die Spitze des Sensenblattes in den Hals des Tieres und durchbohrte ihn.

Ich sah dies alles, als ich mich zur Seite wälzte und schräg gegen die Decke blickte.

Der Hund brüllte und zerrte wie wahnsinnig an der Leine. Die Sense steckte weiterhin in seinem Hals. Durch seine Kraft riß der Hund das Skelett aus dessen Versteck hervor. Der Knochenkörper geriet in gefährliche Schwingungen und polterte schließlich neben dem zusammenbrechenden Bluthund zu Boden.

Ich stand schon wieder.

Bewaffnet mit Lampe und Beretta, bereit, mich auch weiterhin zu verteidigen. Nur kurz dachte ich darüber nach, welches Glück mir widerfahren war, daß ich der Klinge hatte entgehen können. Das

wäre beinahe voll in die Hosen gegangen.

So aber konnte ich auf den Knochenkörper schauen und auch auf drei tote Bluthunde.

Die Jahrhunderte hatten sie überdauert, meine geweihten Silberkugeln aber waren für sie einfach zu stark gewesen.

Mit den Hunden waren auch ihre Führer vergangen.

Die schwarzen Gestalten lagen ebenfalls auf dem Gestein, und sie wirkten wie zusammengefaltet.

Ich ging zu ihnen, trat gegen den brüchigen Stoff ihrer Kutten, schaute zur Decke, doch dort tat sich nichts. Die verdächtigen Geräusche hielten sich zurück.

Vor mir lagen vernichtete, zu Staub gewordene Wächter. Die Magie der Kugeln war wohl über die Leine bis zu ihnen transportiert worden. Hatte ich endgültig gewonnen?

Mein Herz klopfte, die Gedanken rasten. So ganz wollte ich daran nicht glauben, und über meinen Körper lief ein regelrechter Schüttelfrost. Sehr langsam ging ich auf die offenen Nischen zu, leuchtete in die erste hinein, denn irgend etwas mußte dort geschehen sein. Noch zu deutlich erinnerte ich mich an das Poltern.

Es war etwas passiert.

Die Nische besaß keine Rückwand mehr.

Für einen Moment schloß ich die Augen, weil ich an eine Täuschung glaubte. Zudem war der Einschnitt noch mit dichtem Staub gefüllt, der sich wolkenartig bewegte, aber meinen Blick nicht auf die offene Rückwand verwehrte. Sie war regelrecht zusammengekracht. Die einzelnen Steine lagen auf dem Nischenboden. Große Felsbrocken, über die ich hinwegsteigen mußte, wenn ich mein neues Ziel hinter der Nische erreichen wollte, denn dort befand sich eine weitere Höhle.

Ich wußte es nicht genau, dennoch spürte ich instinkтив, daß sich dort die Zentrale befand. Ein Zentrum der alten Templer-Magie, ein

Mittelpunkt der damals eingeschlossenen Männer, die sich einem neuen Geist verschworen hatten. Von diesem geheimnisvollen Raum ging etwas aus, das mich gewaltig störte. Es war nicht in Worte zu kleiden, ein böser Atem, ein Gefühl, eine Warnung, auch das Wissen, etwas Neues zu sehen und mit Dingen konfrontiert zu werden, die bis an die Grenze gingen. In der Nische hatte sich der Staub gehalten. Bei jedem Atemzug drang er in meine Lungen. Ich atmete deshalb durch die Nase, überwand auch das letzte Hindernis und löschte die Lampe, denn erst jetzt erkannte ich, daß in der hinter der Nische liegenden Höhle Licht brannte. Ein ewiges Licht des Bösen, die Flamme des Teufels, was immer man für eine Bezeichnung dafür finden konnte, jedenfalls flackerte auf einem Steinaltar das Feuer.

Die Flammen stiegen aus einer flachen Schale. Sie waren wie lange Arme, die sich in verschiedene Richtungen hin tasteten und ihre kreisförmigen Ausläufer nach oben gegen die Decke warfen, wo sie ein Licht- und Schattenmuster erzeugten.

Die Schale stand vor einer Figur. Diese wiederum hockte auf einer uralten Steinplatte. Ich vermutete, daß die Figur Baphometh darstellen sollte.

Der Ursprung dieses Wesens war unbekannt. Es gab nicht einmal Spekulationen darüber. Baphometh war in meinen Augen eine Art Teufel.

Im Schneidersitz hockte diese Steinfigur auf dem Altar. Sie besaß ein menschliches Aussehen. Der Kopf war sehr schmal, und sein Kinn zierte ein weißgrauer Bart. Der Name Baphometh kam aus dem Lateinischen und bedeutete: der Mann mit dem Bart. Und einen Mann mit Bart hatte ich vor mir.

Normale Augen besaß Baphometh nicht. Dafür steckten in den Höhlen zwei Karfunkelsteine, in denen sich das Licht der ewigen Flamme brach. Deshalb sah es so aus, als würden sie leben. Die Beine waren mit einer Pumphose bedeckt, der graubraune

Oberkörper nackt. Auf der Brust, vom Hals bis zum Bauchnabel, schimmerte ein rotes fettes T, als wäre es mit Blut dorthin gepinselt worden.

Das T für Templer.

Ihr Zeichen!

Ich stand da und schluckte. Mein Blick wandte sich erst allmählich wieder dem Gesicht der Figur zu. Dessen Haut zeigte ebenfalls eine graue Färbung, die mich an Asche erinnerte. Der Mund war breit und nach oben gezogen, so daß er wie der eines Kaspers wirkte. Die Nase wirkte wie ein kleiner Klumpen, die Augen schillerten farbig und facettenartig. Haare besaß diese Gestalt keine. Der Kopf war blank und glänzte, als hätte man ihn eingerieben. Es konnte auch am Widerschein der Flammen liegen, die über den Schädel strichen. Die Höhe, in der sich diese Figur als Mittelpunkt befand, war kreisförmig angelegt worden. Und ein tiefer kreisförmiger Graben umgab auch den Altar mit der darauf sitzenden Gestalt.

Noch zögerte ich, auf den Graben zuzugehen, denn ich rechnete mit weiteren Fallen. Dieser Ölberg, so geschichtsträchtig er auch äußerlich war, steckte im Innern voller Geheimnisse.

Für mich war ein Teil seines Inneren reine Teufelsmagie. Schon des öfteren hatte ich erlebt, daß Gut und Böse dicht beieinander lagen. Wie Licht und Schatten.

In der Höhle war es still. Starr hockte die Statue des Baphometh auf ihrem Platz. Völlig ohne Leben, obwohl eine wechselnde und schillernde Farbskala in den Augen leuchtete. Wenn das Flammenlicht die Augen streifte, überwog mal Rot, dann wieder Gelb, manchmal Türkis. Ein geheimnisvolles künstliches Feuer, das auch auf mich seinen Bann und seine Wirkung nicht verfehlte.

Ich schaute mir die Wände an und verglich sie mit denen in den Gängen und Höhlen. Diese hier sahen wesentlich anders aus. Sie waren nicht so rauh und natürlich wie im Stollen. Meiner Ansicht

nach hatte sie jemand bearbeitet.

Wie sollte ich an die Statue herankommen?

Das blutrote T leuchtete mir lockend entgegen, auch der Graben war nicht so breit, als daß ich ihn nicht hätte überspringen können. Einen großen Schritt benötigte ich nur, um mein Ziel zu erreichen. Einen Schritt...

Aber ich war vorsichtig geworden. Gebranntes Kind scheut bekanntlich Feuer. Zudem spielte in dieser Höhle die Zeit keine Rolle mehr. Wer hier unten steckte, der konnte sich in gewisser Hinsicht als zeitlos betrachten. Ich drehte die Hand mit der Lampe. Der bläulich weiße Strahl glitt über die Wände. Manchmal hatte ich das Gefühl, gegen einen dunklen Spiegel zu leuchten, so sehr wurde das Licht vom Gestein reflektiert. An einigen Stellen fielen mir die Zeichen auf. Sie waren in den Fels hineingemeißelt worden und waren so groß, daß ich sie leicht erkennen konnte.

Eines war immer vorhanden und auch dominierend.

Das Kreuz der Templer!

Es besaß die Form eines Kleeblatts. Nur war es an seinen Ecken nicht abgerundet, sondern kantig, wirkte in seiner Gesamtheit steif und wegen seiner relativ fetten »Schreibweise« auch gedrungen. Hier hatten sie also gehaust und ihre Spuren hinterlassen. Ich dachte daran, daß ich mich auf historischem Boden bewegte, daß hier Baphometh gehuldigt worden war.

War er auch die Spur zu Hector de Valois?

Noch hatte ich keinen Hinweis auf ihn entdeckt, aber diese Person gab es, sie mußte einfach ihre Spuren hinterlassen haben. Bevor ich mich in Bewegung setzte, warf ich einen Blick zur Decke.

An ihr hatte sich niemand zu schaffen gemacht. Sie war einfach zu hoch. Das Gestein dort hatte seine Ursprünglichkeit nicht verloren. Konnte sich von dort etwas lösen?

Das Risiko mußte ich einfach eingehen. Ich hatte vor, mir nicht nur

die Figur des Baphometh genau anzuschauen, sondern wollte auch die Platte unter die Lupe nehmen. Langsam näherte ich mich dem Graben. Weit hatte ich nicht zu laufen, nur drei Schritte, dann stand ich am Rand. In diesem Augenblick machte sich bei mir so etwas wie der sechste Sinn bemerkbar. Ich hatte zwar noch keinen Blick in den Graben hineingeworfen, aber aus irgendeinem nicht näher zu erklärenden Grund rechnete ich mit einer Gefahr, die dort in der Tiefe lauerte. Deshalb blieb ich stehen, reckte mich ein wenig vor und schaute in die Tiefe. Zwar zuckte der Widerschein des Feuers noch über die Ränder hinweg, mehr war aber nicht zu sehen. Der größte Teil des Grabens lag in der Finsternis.

Es war nichts geschehen, und ich atmete auf.

Dann bewegte sich doch etwas!

Mit einer wahnsinnigen Geschwindigkeit schoß eine Lanze auf mich zu.

Sie war so schnell, daß ich es nur mit Mühe schaffte, den Kopf zurückzureißen. Dennoch wischte die Waffe so dicht an meinem Gesicht vorbei, daß ich noch den Luftzug spürte. Sie jagte bis zur Höhlendecke hoch, knallte dagegen, prallte ab und fiel wieder nach unten. Dabei landete sie im Graben, und aus der Tiefe klang mir ein Splittern entgegen, als wären zahlreiche Knochen gebrochen worden. War das die Gefahr, die in der Tiefe lauerte? Befand sich dort jemand, der mit Lanzen den Graben gegen Eindringlinge verteidigte? Vorerst war das die einzige Erklärung. Ich wollte auch keinen zweiten Versuch starten, um den Graben zu überqueren, sondern dieser Statue anders beikommen. Abermals durch mein Kreuz!

Zwischen ihm und diesem Land gab es einen Zusammenhang. Hector de Valois hatte mein Kreuz besessen, wenn er zu den positiven Templern zählte. Seine unsichtbaren Spuren konnte ich unter Umständen ans Licht holen. Die Höhle war nicht normal.

Beherrschte sie von einer fremden Magie, gegen die ich meine setzen wollte. Noch kam es mir vor wie die berühmte Ruhe vor dem Sturm. Und mit einem behutsamen Griff holte ich das Kreuz hervor.

Ja, es »meldete« sich. Nicht allein durch die leichte Erwärmung, auch durch das Flimmern an seinen Seiten, wo die vier Erzengel ihre Zeichen hinterlassen hatten.

Ich stand vor dem Graben, hatte den Blick auf die Figur fixiert und schaute dabei über das Kreuz hinweg.

Noch einmal konzentrierte ich mich, holte tief Luft und sprach danach erst die Formel.

Sie sollte alles entscheiden.

»Terra pestem teneto — Salus hic maneto!«

Zum erstenmal setzte ich die Formel gegen die Templer ein und erlebte ihre verblüffende Wirkung...

Obwohl ich das Kreuz festhielt, hatte ich das Gefühl, es wurde mir aus der Hand gerissen. Ich spürte den Strom, den gleichzeitigen Schlag, der alles veränderte. Ich hörte mich selbst schreien, war von einem unwirklichen Licht umgeben und sah die Figur des Baphometh, wie sie sich aufrichtete und das Maul zu einem gellenden Schrei öffnete. Gleichzeitig rumorte es in der Tiefe des Grabens, als wäre ein heftiger Windstoß hineingefahren. Ich taumelte zurück, das war gut so, denn aus dem Graben flogen Lanzen und Knochen!

Als wäre ein gewaltiger Wirbelsturm in den Graben gefahren und hätte alles mit sich gerissen, so kam es mir vor. Der Wirbel aus Gebeinen und Schädeln ließ sich nicht mehr stoppen. Er machte auch vor mir nicht Halt, ich spürte die Schläge, duckte mich, rannte los, prallte mit dem Rücken gegen die Wand und sah, wie die Statue zerplatzte. Die Weiße Magie des Kreuzes zerriß dieses Zerrbild des Bösen und räumte auch unter denen auf, die all die langen Jahrhunderte auf der falschen Seite gestanden hatten.

Was Hector de Valois nicht vergönnt gewesen war, hatte ich

geschafft. Die Abtrünnigen zu vernichten.

Es war furchtbar. Die Gebeine klatschten gegen Decke und Wände. Dort zersprangen sie wie Nußschalen, aber das war nicht alles. Während sie fielen, lösten sie sich gleichzeitig auf. Sie wurden zu grauem Staub, der sich auf dem Boden verteilte. Die Überreste vergingen aber nicht lautlos. Irgendwie mußten sie mit den Unsichtbaren in einem Zusammenhang gestanden haben, deren Stimmen ich vernommen hatte, denn ich hörte sie plötzlich schreien. Furchtbare Laute, wie sie nur entstehen konnten, wenn jemand unter starken Schmerzen litt oder für das büßen mußte, was er in seinem Leben getan hatte.

Der Sturm einer Weißen Magie rächte sich für das tief in der Vergangenheit Liegende.

Abtrünnige Templer bekamen die Quittung für ihre grauenvollen Taten serviert.

Baphometh zerflog. Sein Kopf, die Augensteine, der Unterkörper — nichts mehr blieb von ihm zurück. Er hatte sich damals der Macht des Kreuzes entgegenstemmen können, doch der wahre Träger, nämlich ich, war stärker gewesen.

Und es tat mir gut, dies zu sehen. Vielleicht war es auch eine kleine Genugtuung für Nelson Nye, der für die endgültige Lösung dieses Falles sein Leben hatte geben müssen.

Von mir und meinem Kreuz ging das Zentrum der Magie aus. Ich blieb darin stehen, wartete ab und spürte innerlich eine gewisse Befriedigung und das Wissen, es geschafft zu haben.

Allmählich verlosch auch das Strahlen meines Talismans. Die Dunkelheit fiel über die Höhle wie ein Tuch, dennoch hatte die Flamme es überstanden. Sie brannte in der Schale, stand jetzt allein auf dem Altar, und doch kam sie mir vor, als hätte sie noch nicht ihr Ende gefunden. Ich löste mich von meinem Platz. Ich taumelte zu dem gefährlichen Abgrund und schaltete wieder meine starke Lampe ein.

Der Strahl wanderte durch die Höhle, erfaßte die Wände, auch die Kreuze der Templer, die als positive Zeichen dort bleiben würden. Ich leuchtete auch in den Graben.

Diesmal erfaßte der Lampenstrahl auch den Grund. Leicht schwangte ich ihn hin und her, ohne jedoch etwas erkennen zu können. Der Boden des Grabens war leer.

Was immer dort unten einmal gelegen haben mochte, es gab diese Gefahr nicht mehr.

Mit einem Sprung setzte ich über die Abtrennung und stand dicht vor der Altarplatte. Sie hatte den Vorgang, ohne Schaden zu nehmen, überstanden, war leer bis auf die Schale.

Nur mehr handhoch brannten die Flammen. Ihre Helligkeit reichte allerdings aus, um einen Teil der Platte zu erfassen, und ich sah dort die eingehämmerte Botschaft.

Irgendwie hatte ich das Gefühl, daß sie allein für mich bestimmt war, so begann ich zu lesen.

»Wer immer du sein magst und wann immer du hier kommen wirst, du hast es jedenfalls geschafft, die gefährlichen Fallen zu überwinden, die gelegt worden sind. So begrüße ich dich und wünsche dir den Schutz des Allmächtigen. Ich, der ich diese Botschaft in den Stein geschlagen habe, war einfach zu schwach, um noch etwas verändern zu können. Ich habe meine Männer beschworen, sich nicht hier zu verschanzen, sondern den Kampf mit den Ungläubigen zu suchen. Sie taten es nicht, blieben hier und vertrauten auf Baphomeths Macht. Wenn sie sterben, werden ihre Seelen nicht eingehen können in das unbeschreibliche Glück. Sie bleiben in einem Zwischenreich, ich aber habe das Kreuz und möchte noch einen letzten Warnspruch loswerden, bevor ich mich zurückziehe und hoffe, wieder nach Frankreich zurückkehren zu können. Mein Schloß, das den Namen Croix de mer trägt, wird mich, so hoffe ich, sicher aufnehmen und mich durch seine Mauern

schützen, obwohl ich weiß, daß mich die Feinde aus den eigenen Reihen verfolgen werden. Du aber, der das Glück und die Gabe hat, dieses Geheimnis hier lüften zu können, wirst erst einen winzigen Teil eines langen magischen Fadens in der Hand halten, denn die Suche nach dem Dunklen Gral und die Erfüllung der salomonischen Sprüche, dauern lange. Ich habe versucht, den Gral zu finden. Es ist mir nicht gelungen. Er war hier im Heiligen Land, aber er ist weggeschaft worden, so werde ich weiterforschen und suchen müssen, bis ich an ihn herankomme. Ob es mir gelingt, weiß ich nicht, denn auch ich bin nicht unsterblich...«

Ich hatte jedes einzelne in den Felsen gemeißelte Wort ausgesprochen und bei ihnen eine Gänsehaut bekommen. Es war einfach unwahrscheinlich, vor dieser Botschaft zu stehen, die schon einige Jahrhunderte alt war. Und ich hatte auch das Gefühl, denjenigen, der mir die Botschaft hinterlassen hatte, genau zu kennen. Irgendwie konnte ich mit Hector de Valois fühlen. Daß mir ein Schauer über den Rücken floß, war völlig natürlich.

Bestimmt würde viel auf mich zukommen. Nicht umsonst war etwas verschlüsselt der König Salomon erwähnt worden. Was da noch alles auf mich wartete, wußte ich zum Glück nicht. Vielleicht wäre ich sonst verzweifelt. Da die Gefahr gebannt war, ließ ich mir Zeit bei der Durchsuchung der Höhle.

Ich schaute mir die Templer-Kreuze genau an. Obwohl sie die Form eines Kleeblatts besaßen, hatten sie Hector de Valois kein Glück gebracht. Sein Ziel war von ihm nicht erreicht worden. Es vergingen ungefähr zwanzig Minuten. Gefunden hatte ich nichts mehr, auch nicht, als ich noch einmal den Boden des tiefen Grabens ausleuchtete. Er wirkte wie leergefegt.

Ich sprang wieder auf die andere Seite zurück und warf einen letzten Blick in diese Höhle unter dem Ölberg. Für mich war sie wieder zu einer wichtigen Station in meinem Leben geworden,

vielleicht sogar zu einem weiteren Beginn.

Mein Weg führte mich durch die Nische. Ich erreichte die Höhle mit den Todesfallen.

Noch immer hing das erste Skelett von der Decke herab. Als ich es sah, überkam mich die Wut. Mit einem Stein zerschlug ich die Gebeine. Dieser widerliche Körper würde keinen Menschen mehr umbringen. Zum Schluß fiel der Schädel. Vor meinen Füßen blieb erliegen. Voller Zorn zertrat ich ihn.

Dann ging ich zurück, nicht ohne Abschied von Nelson Nye genommen zu haben. Ihn mitzunehmen, wäre für mich zu mühsam gewesen, aber ich wollte dafür sorgen, daß man seine Leiche so rasch wie möglich abholte.

Hinter mir lag das Grauen. Gleichzeitig jedoch waren mir neue Möglichkeiten eröffnet worden, denn einen Namen hatte ich nicht vergessen.

Croix de mer!

Der Name eines Schlosses in Frankreich. Genau dort mußte, wenn alles stimmte, Hector de Valois gewohnt haben.

Aber wo sollte ich es suchen?

Bestimmt gab es irgendwo ein Verzeichnis der französischen Schlösser. Dort mußte ich nachschauen.

Das Licht wies mir den Weg durch die tiefe Dunkelheit. Wiederum tanzte und glitzerte der Staub in den langen, blauweißen Bahnen. Den Gang kannte ich jetzt bereits, durchquerte ihn schneller als auf dem Hinweg und spürte dann den Luftzug, der durch die Öffnung hereindrang. Ich hatte es fast geschafft.

Der Rest war ein Kinderspiel. In der Dunkelheit hatte es sich abgekühlt, außerdem strich über den Ölberg ein angenehmer Wind, der auch Gerüche mitbrachte.

Unter anderem den einer brennenden Zigarette.

Gefahr!

Es war zu spät, denn die Stimme, die mich empfing, klang so, als würde sie keinen Spaß verstehen. »Komm raus aus der Höhle, Junge! Wenn nicht, blasen wir dir ein Loch in den Schädel...«

Ich begriff zunächst nicht, denn zu stark wirkte noch das Erlebte in mir nach. Ich hatte mich mit Dingen auseinandergesetzt, die den Rand der Ewigkeit berührten, die weltumfassend waren, und jetzt hörte ich diesen dummen Spruch, der mir nur ein müdes Grinsen entlocken konnte. Aber ich kletterte ins Freie.

Von dem Typ sah ich nichts, auch nicht die Zigarettenlutt. Irgendwo hielt er sich verborgen, aber er machte sich bemerkbar, denn kaum hatte ich meinen Kopf ins Freie gesteckt, spürte ich hinter dem Ohr den unangenehmen und kalten Druck einer Waffenmündung.

»Schon gut«, sagte ich. »Sie brauchen keine Angst zu haben. Bisher habe ich niemanden gefressen.«

»Du würdest dir auch an uns den Magen verderben.«

Er hatte uns gesagt. Es waren also mehrere. »Darf ich jetzt rauskommen?«

»Klar.«

Ich überwand das letzte Stück. Es war fast stockfinster zwischen den Wänden. Ein etwas hellerer Himmel lag über der Stadt und dem Berg. Das Funkeln der Sterne kam mir vor wie ein Gruß aus der Ewigkeit.

Als ich stand, sah ich auch den zweiten. Nur von seinem Umriß her und von der bläulich schimmernden Waffe in seiner rechten Hand, deren Mündung ebenfalls in meine Richtung wies.

Ich stand also im Kreuzfeuer und hob als Zeichen der Aufgabe meine Hände in Schulterhöhe.

»Ja, das ist gut«, sagte der Kerl hinter mir. »Du kennst die Regeln.« Er zog die Waffe zurück.

Ich überlegte, mit welchen Burschen ich es hier zu tun hatte. Nye

und ich hatten keine Verfolger entdeckt, aber Nelson hatte auch von gewissen Geheimagenten gesprochen. Es war durchaus möglich, daß es sich bei den beiden um Mossad-Leute handelte.

»Wo ist denn der zweite?«

»Tot.«

Das eine Wort reichte, um sie staunen zu lassen, denn zunächst einmal hatte es ihnen die Sprache verschlagen.

»Hast du ihn gekillt?« fragte der Mann vor mir.

»Nein.«

»Wer dann?«

»Ein Skelett!«

Sie lachten nicht einmal, dafür bekam ich einen Hieb mit dem Revolver, daß ich Sterne sah. Ich mußte mich an der Wand abstützen und hörte die Stimme des Kerls hinter mir. Sie klang jetzt sehr böse.

»Das war nur einer meiner sanftesten Schläge, du Affe. Der nächste kommt härter und präziser. In diesem Land tut man nichts ohne uns.«

»Seid ihr von der Polizei?« fragte ich.

»So ähnlich.«

»Okay, dann laßt mich einmal in meine Taschen greifen und euch etwas zeigen!«

»Die Kanone kannst du auch so...«

»Keine Kanone, verdammt, einen Ausweis.«

»Ist gut, du kannst dein Papier holen. Aber nur das.« Um seinem Wunsch mehr Gewicht zu verleihen, zeigte er demonstrativ auf seine Waffe.

»Sicher.« Ich griff sehr vorsichtig in die Tasche, um meinen Sonderausweis hervorzuholen. Zwar konnte ich in einem fremden Land damit nicht viel anfangen, hoffte aber, daß er auf die beiden Männer eine gewisse Wirkung ausübte.

Derjenige, der vor mir stand, bekam ihn gereicht. Um ihn lesen zu können, mußte er eine kleine Lampe hervorholen. Dabei behielt er

seine Waffe in der Rechten, den Rest schaffte er mit der anderen. Er las und mußte plötzlich lachen. »Wenn der nicht gefälscht ist, haben wir einen guten Fang gemacht.«

»Und welchen?«

»Einen Sherlock Holmes.«

»Wieso?« fragte mein Hintermann.

»Scotland Yard treibt sich neuerdings auf dem Ölberg herum. Ist mal was ganz Neues. Unsere Kollegen scheinen Nachwuchssorgen zu haben.«

»Oder Nye hat nicht mehr viel gebracht.«

»Kann auch sein.«

Ich meldete mich. »Geben Sie mir meinen Ausweis zurück. Er ist nicht gefälscht.«

»Das glauben wir sogar.«

Ich bekam ihn wieder, steckte ihn ein und richtete mich auf die nächsten Fragen ein, die auch nicht lange auf sich warten ließen. »Wir haben zwar nichts gegen Engländer, aber wenn sie nicht als Touristen oder offiziell Eingeladene kommen, möchten wir doch gerne wissen, was sie in unserem Land verloren haben.«

»Ich suche etwas.«

»Und was, Mr. Sinclair?«

Tief holte ich Luft. »Wenn ich Ihnen das erkläre, werden Sie mich für verrückt halten.«

»Versuchen Sie es!«

Ich dachte nicht im Traum daran, den beiden Gestalten hier mein Herz auszuschütten. »Bringen Sie mich zu Ihrem Vorgesetzten, und bitten Sie den englischen Botschafter zu diesem Gespräch. Meine Mission ist abgesegnet worden. Nur scheinen Sie nicht informiert worden zu sein. Ich sage nur soviel, daß Nelson Nye tot ist. Sie werden seine Leiche später abholen können. Das ist alles, was ich Ihnen zu sagen habe.«

Sie überlegten eine Weile, bis mein Hintermann schließlich fragte:

»Wirklich abgesegnet?«

»Ja.«

Sie diskutierten hin und her, redeten aber hebräisch, so daß ich nichts verstand.

Schließlich einigten sie sich darauf, meinem Wunsch nachzukommen. Zu dritt verließen wir die nicht sehr hohe Schlucht am Berghang und gelangten wieder auf den normalen Weg, der zwischen den Gräbern einherführte. Jetzt, in der Dunkelheit, hatte dieser Friedhof am Ölberg ein völlig anderes Flair bekommen.

Das Sternenlicht fiel auf die weißen Steine. Ein unheimliches Bild, unterstützt von einer Atmosphäre aus Tod und Vergänglichkeit. Ich schauderte, wenn ich mir die Grabsteine anschauten, aber es gab keinen anderen Weg.

Die beiden Mossad-Leute schwiegen jetzt. Dafür beobachteten sie mich voller Mißtrauen, denn so ganz trauten sie mir nicht über den Weg. Ihren Wagen hatten sie im Tal geparkt.

Nach dem langen Marsch schmerzten meine Füße.

Ich mußte in den staubigen Mercedes einsteigen, und einer setzte sich zu mir in den Fond.

Es war ein dunkelhaariger Bursche mit einem mächtigen Oberlippenbart. Das Haar wuchs in zahlreichen Locken auf seinem Kopf. Er rauchte eine stinkende Zigarette und erklärte mir, daß man in Israel nicht vorsichtig genug sein konnte.

»Ich weiß, Sie leben auf einem Pulverfaß.«

»Sehr richtig.« Er fügte noch einen Satz hinzu. »Und ich hoffe für Sie, daß Sie nicht der berühmte Funken sind.«

»Wohl kaum.«

Sie jagten den Wagen in die ausgestorben wirkende Stadt hinein und fuhren über fast leere Straßen, bis wir schließlich vor einem alt wirkenden Gebäude hielten, dessen Eingang von zwei Säulen

flankiert wurde.

Wir stiegen aus, der Wagen wurde weggefahren, und wenig später schon saß ich einem glatzköpfigen Mann gegenüber, der eine Uniform trug und sich als Aaron Süß vorstellte.

Er war sehr freundlich und studierte ebenfalls meinen Ausweis. »Von Ihrer Mission weiß ich leider nichts. An wen könnte ich mich denn da wenden?«

»Fragen Sie in meiner Botschaft.«

»Jetzt?«

»Ja.«

Er hob die Schultern. »Auf Ihre Verantwortung.« Die Telefonnummer hatte er in einer elektronischen Datei gespeichert. Es dauerte noch eine Viertelstunde, bis sich alles aufgeklärt hatte. Auch ein hoher israelischer Beamter mischte sich ein und bestätigte meine und die Angaben des stellvertretenden Botschafters.

Aaron Süß war zufrieden. »Na ja«, gab er zu. »Das hat noch für Sie geklappt. Gratuliere. Jetzt möchte ich nur wissen, was Sie unter dem Gräberfeld zu suchen hatten!«

Ich bekam erst einen Kaffee, rauchte eine Zigarette und erklärte dem Mann so viel, wie ich verantworten konnte. Er wollte mir nicht glauben, das las ich seinem Gesicht ab. »Sie müssen es wissen«, sagte er zum Schluß.

»Wenn Sie den Toten abholen lassen, denken Sie anders darüber. Das sage ich Ihnen.«

»So etwas ist für mich kein Beweis.«

Nun, ich brauchte mich mit dem Mann nicht weiter aufzuhalten. Außerdem hatte ich andere Sorgen. Die nach Frankreich führende Spur spukte in meinem Kopf herum, und ich fragte mich, welches Rätsel dort noch auf mich wartete.

Erst in den Morgenstunden ließ man mich gehen. Ich konnte ein Taxi bekommen, nahm meinen Koffer, der zusammen mit Nyes

Wagen abgeholt worden war, und ließ mich zum Flughafen Tel Aviv bringen. Ich war sicher, daß ich verfolgt wurde, das aber kümmerte mich nicht mehr. Wichtig war jetzt, in den zweiten Teil des Falles einzusteigen. Er würde noch hart genug werden.

Vom Airport aus telefonierte ich mit London und gab den Auftrag, nach dem Schloß Croix de mer zu suchen. Zudem machte ich den Auftrag dringend, denn ich hatte mir eine Maschine ausgesucht, die nach Paris flog. Von dort würde ich noch einmal anrufen, und wenn sich eine Spur ergeben hatte, konnte ich direkt in Frankreich bleiben. Bis zum Start der Maschine hatte ich noch fast zwei Stunden Zeit, die ich vor mich hindösend verbrachte.

Dabei träumte ich von gefährlichen Templer-Horden, die London in Schutt und Asche legten...

Das Glück war mir hold.

Kaum in Paris gelandet, eilte ich zum Telefon. Sie James bestätigte, daß es dieses Schloß gab. »Und wo?«

»In Südfrankreich, schon fast an der Grenze zu Spanien. Richtung Atlantikküste. Sie werden sich wieder in ein Gebirge begeben müssen.«

»Ich kenne die Pyrenäen.«

»Brauchen Sie Hilfe? Soll ich Suko schicken?«

»Nein, Sir, das ist meine Sache. Ich fahre sofort los.«

»Und was haben Sie denn erreicht?«

Mit drei Sätzen setzte ich Sir James ins Bild, der mir viel Glück wünschte. Als ich seine Stimme nicht mehr hörte, kam ich mir plötzlich allein vor und dachte daran, auf was ich mich da alles eingelassen hatte. Hoffentlich konnte ich es packen.

Ich wußte zwar jetzt, wo in etwa das Schloß lag, aber den genauen Ort kannte ich auch nicht.

Deshalb besorgte ich mir eine Straßenkarte. Als zentralen Punkt merkte ich mir Lourdes. Von dort aus mußte ich nach Südwesten

fahren. Ungefähr 700 Kilometer. Ein Vergnügen würde die Reise nicht werden. Ich lieh mir einen Wagen. Es war ein schneller BMW der 300er Klasse. Zum Glück kam ich gut durch. Gegen Mittag mußte ich trotzdem eine Pause einlegen, die Müdigkeit wurde zu groß. Nach einem erfrischenden Schlaf von zwei Stunden, verließ ich den Parkplatz und fuhr weiter. Ich hatte bereits den südlichen Landesteil von Frankreich erreicht. Das Wetter besserte sich sogar. Es war nicht mehr so kalt, ich brauchte auch nicht mit Schnee und Glatteis zu rechnen, während es im Norden anders ausgesehen hatte. In Lourdes hielt ich mich nicht auf, so interessant dieser Ort auch war. Bald sah ich die wuchtige Gebirgskette vor mir, die sich von Westen nach Osten zog. Die Pyrenäen.

Gewaltig kam sie mir vor. Wie eine unüberwindliche Barriere. Die Berge bildeten die Grenze zwischen Frankreich und Spanien. Auch ich hatte in dieser Gegend schon mehrere Fälle erlebt und auch schon gegen die Horror-Reiter gekämpft, als sich die AEBA-Dämonen in einem Pyrenäen-Kloster verschanzt hatten. Jetzt schaute ich immer öfter auf die Karte. Ich durchfuhr einige Dörfer, von denen manche wie ausgestorben wirkten. Das Chateau Croix de mer mußte in Sichtweite des Meeres liegen. Ich sah das Meer noch nicht, dafür sehr hohe Berge, die mit einer dicken Schneedecke bedeckt waren.

Manchmal durchzogen Raubvögel auf der Suche nach Beute die klare Luft. Sie zauberten ein prächtiges Bild und gaukelten einen stimmungsvollen Frieden vor, der aber jäh unterbrochen werden konnte, wie ich schon manches Mal erfahren hatte.

Jetzt kam ich in das Dorf, das, laut Karte, in unmittelbarer Nähe der Burg liegen mußte. Es war ein Ort im Tal, malerisch gelegen, von mehreren Bächen durchflossen, die aus den Bergen strömten und in schaumigen Wasserfontänen zu Tal schossen.

Ich mußte den breitesten Bach überqueren und fuhr über eine Steinbrücke. Sie wurde von zwei kantigen Mauern begrenzt. Kantig

waren auch die Gesichter der Männer, die mir begegneten, als ich durch das Dorf fuhr. Man trug hier tief sitzende Baskenmützen, hatte Winterkleidung übergestreift und beobachtete den Wagen mit mißtrauischen Blicken.

Zu beiden Seiten öffnete sich das Tal ein wenig, die Hänge stiegen sanfter an. So etwas wie eine Hauptstraße teilte den Ort. Schnell erreichte ich die Ortsmitte. Als ich den Wagen neben einer mit Revolutionsparolen beschmierten Plakatwand parkte und ausstieg, spürte ich sofort die kalte und klare Luft.

Mein Blick fiel nicht nur auf die grauen Fronten der Steinhäuser und auf die aus den Schornsteinen steigenden Rauchfahnen, er erfaßte auch den hellen Turm einer Kirche, die wie ein Schutzschild zwischen den Häusern stand.

In jedem noch so kleinen Dorf gibt es jemand, der etwas zu sagen hat. Auch hier würde es sich nicht anders verhalten, und gerade diesen Mann suchte ich.

Zunächst einmal war ich einem Polizisten aufgefallen. Der Mann mit der etwas rundlichen Figur setzte eine strenge Miene auf, als er die Straße überquerte und auf mich zukam.

Einige Bewohner hatten bemerkt, was sich zwischen uns anbahnte. Sie blieben stehen und schauten.

Der Mann sprach mich an, und ich konnte nur höflich lächeln, weil ich ihn nicht verstand. Weil ich kein Baskisch konnte, versuchte ich es mit Französisch.

Das konnte der Mann auch. »Sie sind fremd hier?«

»Ja, ich komme aus England. Mein Name ist John Sinclair.«

»Nie gehört.«

»Das kann ich mir denken. Monsieur. Ich bin auch aus einem bestimmten Grund zu Ihnen gekommen.«

»Schickt Sie die Regierung?«

»Nein, ich möchte ein Schloß besuchen, das Chateau Croix de

mer...«

Geschlagen hatte ich den Mann nicht und ihm auch keine schlechte Nachricht überbracht. Trotzdem reagierte er heftig, ging zurück, winkte ab und schickte mir einen Fluch entgegen. Ich schüttelte den Kopf. »Was ist mit Ihnen? Was haben Sie, Monsieur?«

»Sie wollen zum Schloß?« rief er. »Wirklich? Das kann ich nicht glauben.«

»Doch.«

»Was haben Sie damit zu tun?«

»Bisher noch nichts.«

»Wissen Sie denn nicht, daß man dort nicht hingeht? Schon gar nicht als Fremder!«

»Es war mir unbekannt.«

Er deutete auf meinen Leihwagen. »Dann setzen Sie sich wieder hinein und fahren Sie ab.«

»Weshalb?«

»Auf dem Schloß ist es nicht geheuer. Dort spukt es. Da gehen Geister um.«

»Welche?«

Das Gesicht des Mannes nahm einen verschwörerischen Ausdruck an.

»Haben Sie schon mal etwas von den Templern gehört?«

»Klar, deshalb bin ich doch gekommen.«

Da wurde er noch blasser. »Sie sind wegen der Templer gekommen?«

»Unter anderem.«

»Was haben Sie damit zu tun?«

»Ich will mich diesen Problemen stellen, das ist alles.«

Der Polizist räusperte sich. Dann drehte er sich um, steckte zwei Finger in den Mund und pfiff.

Ich stand wie ein dummer Junge daneben und lauschte dem Pfiff.

Was das sollte, konnte ich auch nicht sagen. Jedenfalls sah ich es sehr bald, denn das Signal des Polizisten hatte einige Männer zusammengerufen, die auf uns zukamen.

Es waren Dorfbewohner. Sie machten einen entschlossenen Eindruck und gleichzeitig auch einen feindlichen.

»Was soll das?« fuhr ich den Mann in der Uniform an.

»Es geschieht nur zu Ihrer Sicherheit«, erwiderte er. »Wirklich nur zu Ihrer Sicherheit.«

»Was?«

»Sie können wählen. Steigen Sie in den Wagen und fahren zurück, oder Sie müssen mit unserer einzigen Zelle vorlieb nehmen.«

Er streckte mir den Zeigefinger entgegen. »Die ist verdammt ungemütlich, kann ich Ihnen sagen.«

Normalerweise lasse ich mir ungern drohen. Auch in einer solchen Lage nicht. Ich schaute mich um, sah aber schon nach dem ersten Blick ein, daß es sinnlos war, hier Widerstand leisten zu wollen. Die sieben herbeigerufenen Männer wirkten ziemlich entschlossen. Sie würden, ohne zu fragen, ihren »Sheriff« unterstützen.

»Nur zu Ihrer Sicherheit«, sagte der Polizist. »Steigen Sie in den Wagen und fahren Sie ab.«

»Was ist denn passiert?« fragte ich.

»Nichts.« Er schüttelte den Kopf. »Nichts werde ich sagen. Lassen Sie die Templer in Ruhe, sie haben genug Unheil angerichtet. Wir wollen nicht mehr gestört werden.«

In einen stinkenden Knast zu gehen, hatte ich natürlich keine Lust. Ich wollte mich auch nicht mit den Leuten herumschlagen, aber ich hatte noch eine Frage.

»Darf ich noch etwas wissen, bevor ich fahre?« So hatte ich ihm meine Antwort im voraus gegeben und hoffte, daß er Nachsicht zeigte.

»Bon.«

»Haben Sie jemals schon von einem Mann namens Hector de Valois gehört?«

Nicht nur der Polizist hatte die Frage gehört, auch die Dorfbewohner. Und sie bekamen große Augen. Zwei von ihnen räusperten sich, einer ballte sogar die Hand und streckte mir die Faust entgegen.

»War die Frage so schlimm?« fragte ich.

»Ja, denn er hat das Schloß erbaut.«

»Er ist aber nicht hier gestorben. Oder liegt er vielleicht hier begraben?«

»Nein, er ging später woanders hin.«

»Den Ort kennen Sie nicht?«

Der Polizist schüttelte den Kopf. »Wir wissen nicht einmal genau, wie viele Jahre er hier gelebt hat.« Nach diesen Worten kam er einen langen Schritt auf mich zu, und auch seine Helfer setzten sich in Bewegung, so daß ich schnell abwinkte. »Danke, Sie brauchen sich nicht zu bemühen. Ich finde meinen Weg allein.«

»In den Wagen!«

Nach dieser Aufforderung des Gendarms schlug einer der Männer zweimal mit der flachen Faust auf das Dach.

»Nur keine Beule«, warnte ich ihn. »Das ist ein Leihwagen.« Dann schloß ich die Tür auf.

Hinter mir hörte ich den Übermütigen schnaufen. Als ich mich umdrehte, hob er sein rechtes Bein. Zum Tritt kam er nicht, der Polizist sprang dazwischen und fuhr ihn hart an.

Der andere zog sich zurück. Mir lächelte der Dorfsheriff so selbstgefällig zu, als hätte er mir soeben das Leben gerettet. Eigenhändig schlug er die Tür zu, dann schickte er die Männer zur Seite. Erst als dies geschehen war, konnte ich starten.

Sehr langsam fuhr ich an und rollte auch wieder den gleichen Weg zurück, den ich gekommen war.

Der Polizist und die Hilfskräfte hatten sich auf die Straße gestellt und schauten dem BMW hinterher. Im Innenspiegel wurden sie immer kleiner.

Natürlich hatte ich mir einen herrlichen Abgang verschafft. Nur würde ich nicht zurückfahren, das stand fest. Die Reaktion der Leute aus dem kleinen Pyrenäendorf hatte mich erst recht neugierig gemacht, aber ich wußte noch immer nicht, wo sich die Burg befand, zu der ich hinmußte. Diesmal schaute ich mir die Gegend genauer an. Mein Blick glitt dabei auch an den Hängen hoch, ich sah den Wald, das Grün der Tannen und dazwischen kahle Laubbäume, aber ich entdeckte noch mehr. Es war ein schmaler Weg, der in Serpentinen den Berg hochführte, irgendwo am Hang in den Wald hineinstach, und bald verschwunden war. Wo endete er?

Ich mußte weiter, um dies herausfinden zu können, verließ die Straße, rollte auf eine kleine Lichtung am Straßenrand, stoppte dort und stieg aus. Ja, jetzt sah ich ihn wieder.

Zum Glück nicht nur den Weg, sondern auch mein Ziel. Es war ein unheimlich wirkendes und düsteres Gemäuer über dem Wald, das sich trotz der allmählich verschwindenden Helligkeit entgegenstemmte. Das Chateau Croix de mer!

Nur — wie sollte ich hochkommen? Der Weg schien mir breit genug für den Wagen zu sein. Ich mußte nur herausfinden, wo ich ihn von der Straße aus erreichen konnte.

Es war nicht allzu weit entfernt. Parallel zu einem Bach rollte ich dahin, fuhr auch über Kies und mußte scharf nach links einbiegen, über eine kleine Brücke, die ebenfalls mit hellem Bachkies bestreut worden war. Bis zum Beginn des Hangs konnte ich noch fahren. Vor mir breitete sich ein weiter Platz aus, der von Bäumen eingehaumt wurde. Zwischen zweien führte der Weg hoch. Er war für meinen Wagen breit genug. Es war natürlich gefährlich, die Serpentinen hochzufahren. Zu leicht hätte ich auch vom Dorf entdeckt werden

können, zudem schützten mich nicht immer die Bäume.

Der Wagen besaß Musik unter der Haube, lag auch in den Kurven sicher, das Profil der Reifen war gut, und die Federung nahm kleine Schlaglöcher nicht übel.

Zügig nahm ich die Kurven. Der Untergrund war feucht. Zweimal rutschte ich weg und kam bedrohlich nahe an die Laubbäume heran. Zweige kratzten über den Lack. Das Geräusch schmerzte in den Ohren. Noch deckte mich der Wald. Nicht mehr lange. Nach der nächsten Kurve fuhr ich an den Wegrand, der vom Hang her gedeckt wurde. Ich stieg aus.

Nach wenigen Schritten schon gestattete mir die Landschaft einen freien Blick ins Tal. Ich sah das Dorf unter mir liegen. Aus den Kaminen quoll der Rauch.

Auch die Menschen wirkten wie Spielzeugfiguren. Ich entdeckte nichts Außergewöhnliches, keine Anzeichen der Angst, und doch mußte etwas geschehen sein, sonst hätte der Polizist nicht so unnachgiebig reagiert. Das Schloß konnte ich von meiner Position aus nicht sehen, dafür aber einen grauen Himmel, der immer dunkler wurde. Der Tag ging zur Neige. Wollte ich die Burg noch vor Einbruch der Finsternis erreichen, mußte ich mich beeilen.

Das nächste Waldstück, es war wesentlich lichter als das erste, lag zwar nicht weit entfernt, trotzdem mußte ich ein gutes Stück deckungsloser Strecke überwinden, um es zu erreichen.

Ich riskierte es einfach, stieg wieder in meinen Wagen und startete. Diesmal fuhr ich noch schneller, hoffte, daß man mich vom Dorf aus nicht sah, und war froh, wieder in ein Wäldchen eintauchen zu können. Hier oben lag noch Schnee. Grauweiße Flecken bedeckten in einem wirren Muster den Hang. Auf dem Weg lag nichts.

Nach zwei weiteren Kurven sah ich die Burg.

Ich war so überrascht, daß ich stoppte, denn das alte Gemäuer machte keinen verfallenen Findruck. Trutzig und dunkel hoben sich

die Mauern vom Untergrund ab, als hätte sie jemand mit schwarzer Farbe angestrichen. Iis war eine tote Burg, ein starres Gemäuer. Auf seinen Zinnen wehte keine Fahne, um die Mauern pfiff allein der Wind. Zum Süden hin wurde sie durch hohe schneebedeckte Berge gedeckt, im Norden lag das Hügelland, im Westen das Meer.

Fine gute Ausgangsposition für den damaligen Besitzer Hector de Valois. Er hatte die Burg verlassen und war verschwunden. Weshalb? Aus welch einem Grunde hatte er einen fast idealen Platz aufgegeben? Da mußte irgendwann etwas schiefgelaufen sein.

Ich hatte ihn auf meiner Zeitreise erlebt. Er war ein Mensch gewesen, der sich durchsetzen konnte. Seine Flucht mußte deshalb einen schwerwiegenden Grund gehabt haben.

Da ich schon so weit gefahren war, wollte ich auch den letzten Rest der Strecke nehmen. Nicht einmal zwei Minuten benötigte ich, um das Ziel zu erreichen.

Auf einem freien Platz hielt ich an, öffnete die Wagentür, und sofort schoß der Wind in mein Fahrzeug. Er wehte von Westen herbei, vom Meer, und brachte die Kälte mit.

Im letzten Licht des Tages sah ich auch in der Ferne die graue Wasserfläche des Atlantiks. Sie wirkte wie eine unendliche Fläche aus mattem Blei, die hineinführte in den Himmel und letztendlich doch nur einen Horizont bildete.

Auf der einen Seite die Weite des Meeres, auf der anderen die hohen Mauern der Burg.

Ich stand dazwischen und kam mir ziemlich verloren vor. Aber die Burg war jetzt wichtiger. Über mir sah ich zwei prächtige Adler kreisen. Es gab nicht viel Schnickschnack an diesem Bauwerk. Die Burg besaß klare, geometrische Linien und ein hohes, verwittert aussehendes Eingangstor, auf das ich zuschritt. Keine hochgezogene Zugbrücke wies mich ab. Ich konnte die Burg ohne weiteres betreten. Das Holztor zeigte sich ausgebleicht, denn es hatte den heißen

Sommern und kalten Wintern standhalten müssen. Der schwere Riegel lag daneben, weitere Schlösser entdeckte ich nicht, aber ich bekam das Tor mit meinen Kräften nicht auf.

Auch nach dreimaligem Ziehen war da nichts zu machen. Deshalb hieb mir nur eine Möglichkeit. Da es nicht völlig geschlossen war, mußte ich mich durch den engen Spalt zwischen Tor und Mauer quetschen. Ich gelangte auf den Schloßhof, ohne mir nennenswerte Hautabschürfungen zu holen.

Vor mir breitete sich der weite Innenhof aus. Vielleicht war er bei seiner Entstehung einmal mit Steinen bedeckt gewesen, sie allerdings waren unter einem harten, widerstandsfähigen Unkraut verschwunden. Ich schaute direkt auf das große Hauptgebäude des Schlosses. Ein einziger Trakt nur mit einem Verbindungsstück zu zwei Türmen. Dieser Verbindungsgang war mit einer hohen Mauer bestückt, die wiederum schießschartenartige Lücken aufwies, so daß mir der Vergleich mit einer Bastei in den Sinn kam.

Es herrschte Ruhe auf dem Hof. Nur der Wind wehte herein, spielte mit den steifen Efeublättern an den Außenwänden und bog die Spitzen des Bodengrases zu einer Seite hin.

Auch das Chateau Croix de mer machte einen völlig normalen Eindruck. Nichts deutete darauf hin, welcher Schrecken in seinen Mauern lauerte. Ich war bisher von niemandem angegriffen worden. Gesehen hatte ich ohnehin keinen.

Ein schwarzer Vogel ließ sich in meiner Nähe nieder und beobachtete mich mit seinen scharfen Augen. Es war ein Rabe oder eine Krähe. Man hatte sie auch als Totenvögel bezeichnet. Wenn das zutraf, war es für mich ein schlechtes Omen.

Ich suchte nach einem weiteren Tor oder einer Tür. Mehrere standen zur Auswahl. Sie waren längst nicht so wuchtig wie das Eingangstor, ich würde sie relativ leicht aufziehen können.

Hier also hatte Hector de Valois gelebt. Ich schüttelte den Kopf,

weil ich es kaum glauben konnte. Dieser Mann war mir im Laufe der letzten Monate immer näher gekommen, obwohl ich ihm in der Gegenwart nie begegnet war, aber er hatte Spuren hinterlassen. Diese Spuren mußte ich finden und zu einem Ganzen zusammensetzen. Zu einer Art Horror-Puzzle. Auch das Tor, vor dem ich stehenblieb, zeigte Spuren von Verwitterung. Diesmal war der Riegel vorgeschoben, allerdings von außen. Um ihn hochzuwuchten, mußte ich einen Stein aufheben und gegen das Holz schlagen. Der Riegel zerbrach. Dabei gab es kaum splitternde Geräusche, weil das Holz schon so morsch war.

Ich zog die Tür auf.

Erwartet hatte ich eine Schloßhalle oder einen großen Saal. Das traf nicht zu. Ich stand in einem Raum, in dem früher mal das Gesinde gehaust zu haben schien. Aus Jerusalem hatte ich die lichtstarke Halogenlampe mitgebracht, schaltete sie ein und leuchtete den Raum aus.

Der Boden war mit Steinen gepflastert. Die meisten von ihnen zeigten dicke Risse und Sprünge. Gerumpel lag herum. Alte Schüsseln und Töpfe, zumeist aus dickem Eisen. Ich konnte mir vorstellen, in einer Küche gelandet zu sein. Ich durchquerte sie. Um sie verlassen zu können, mußte ich die drei Stufen hochgehen. Dahinter gelangte ich in einen schmaleren Flur, erreichte einen Durchgang und schaute in einen Saal. Vielleicht den Speisesaal, weil er dicht an der Küche lag. Ich blieb stehen.

Um mich herum war es still. Durch die offenen Fensterluken zog es. Der kalte Wind streifte meinen Nacken entlang. Überall lagen Steine. Der Boden zeigte Risse, aber eine Spur von Leben entdeckte ich nicht. Was hatten die Dorfbewohner dann?

Daß mit diesem Schloß etwas nicht stimmte, davon wollte ich einmal ausgehen. Ich mußte aber auch den Grund finden. Möglicherweise lag er tief im Keller vergraben oder versteckt. Man

konnte schließlich nie wissen, was die alten Folterkammern noch für Geheimnisse bargen. Und weshalb war Hector de Valois verschwunden?

Ich untersuchte das Schloß auch weiterhin. Ging von Saal zu Saal. Früher einmal mußten sie prächtig ausgesehen haben, heute waren sie nur mehr verfallen.

Es gab keine heile Scheibe mehr. Spinnweben zitterten in der kalten Luft, Staub bedeckte den Boden, aber Staub, in dem ich plötzlich Spuren entdeckte.

Es waren Fußabdrücke!

Augenblicklich kehrte die Spannung in mir zurück. Etwas rieselte kalt über meinen Rücken. Mit der Lampe leuchtete ich die Spuren aus und erkannte, daß sie in eine bestimmte Richtung wiesen. Wenn ich sie miteinander verglich, kam ich zu dem Ergebnis, daß ein einzelner Mensch diesen Weg genommen hatte.

Welches Ziel er gehabt hatte, war mir bisher unbekannt. Aber ich folgte den Spuren durch die tiefe Stille des Schlosses. Sie waren nicht mehr sehr frisch. Auf den Abdrücken lag eine leichte Staubschicht, und ich entdeckte die Spuren auch dort, wo der Teil der Burg begann, der besonders bei Besichtigungen interessant war.

An der Treppe zum Keller.

Bevor ich jedoch hinabsteigen konnte, vernahm ich das Geräusch. Zuerst wußte ich nicht, um was es sich genau dabei handelte. Schritte jedenfalls waren es nicht. Das Geräusch war auch nicht innerhalb des Schlosses entstanden, sondern draußen, vor den dicken Mauern. Ein Fenster oder eine Luke befand sich nicht in meiner Augenhöhe, ich mußte mich auf mein Gehör verlassen, lauschte noch einmal genau nach und hatte die Lösung herausgefunden.

Hufschlag!

Ja, um das Schloß herum ritt jemand.

Zuerst wollte ich lächeln, aber das verging mir sehr schnell, denn

der Hufschlag hörte plötzlich auf. Dafür vernahm ich ein dumpfes Schlagen. Es klang hohl, als hätte jemand hart gegen eine der Türen geschlagen. Wer begehrte da Einlaß?

Ich verließ meinen Platz und lief zu der Seite hin, an der das Geräusch aufgeklungen war. Irgendwo entdeckte ich auch eine Tür und riß sie hart auf.

Es war finster geworden. Sterne blinkten am Himmel. Vom Meer her drang feuchte Luft. Ich drehte meinen Kopf nach links, als ich abermals die Schläge vernahm.

Die Gestalt verschmolz leider mit der Finsternis und dem Schatten der Burgmauer. Aber sie war vorhanden!

Auch Umrisse nahm ich wahr. Das war kein Mensch, der hier zu Fuß hochgelaufen war. Die Laute hatten mich tatsächlich nicht getäuscht. Im schwachen Restlicht entdeckte ich einen Reiter vor mir, der eine Rüstung trug und auf einem hellen Pferd saß.

Mich beobachtete er nicht, also ging ich näher und schaute ihn mir genauer an.

Schon nach wenigen Schritten blieb ich abrupt stehen. Zwei Dinge störten mich an dem Mann auf dem Pferd.

Es war einmal das blutrote T der Templer auf dem Schild und zum anderen das Gesicht unter dem Helm. Mein Blick war auf eine Skelettfratze gefallen!

Ein alter Templer, ein reitender Bote, ein lebender Totter, ein Zombie aus dem Mittelalter.

An all diese Begriffe dachte ich, als ich langsam auf den Reiter zuging, dessen Skelett von einer Rüstung umhüllt war. An der Seite trug er ein Schwert. Seine spitzen Eisenschuhe steckten in Steigbügeln. Der Schimmel stand wie eine Statue auf der Stelle. Er rührte sich auch nicht, als der Reiter seinen Schild hob und mit der Spitze gegen eine Holztür schlug, so daß abermals dumpfe

Geräusche erklangen. Wer diese Gestalt war, wie sie hieß und was sie hier wollte, wußte ich nicht. Außerdem kümmerte sich der Reiter nicht um mich. Als er dreimal gegen die Tür geschlagen hatte, ließ er seinen schildbewehrten Arm sinken und ritt weiter.

Um mich kümmerte er sich nicht.

Ich war konsterniert und schaute ihm nach. Dem Pferd schien es nichts auszumachen, das Gewicht seines Reiters zu tragen. Jedenfalls machte das Tier auf mich keinen erschöpften Eindruck.

Bei jeder Bewegung knarrte und scheuerte die Rüstung. Auch quietschte das alte Sattelleder, und das lange Schwert bewegte sich rhythmisch auf und nieder.

Dieser Mann mußte die Schlüsselfigur sein. Deshalb konnte ich es mir nicht leisten, das lebende Skelett entkommen zu lassen. Wie konnte ich ihn aufhalten? Zudem hatte das Klopfen des Skeletts im Innern des Schlosses eine Reaktion hervorgerufen.

Ich hörte einen Schrei!

Obwohl die Mauern dick waren, konnten sie ihn kaum dampfen. So schrie nur jemand, der furchtbare Angst ausstand. Mochte das Skelett weiterreiten, derjenige, der im Schloß um Hilfe gerufen hatte, war jetzt wichtiger für mich.

Ich ging den Weg zurück, den ich gekommen war.

Wütend blieb ich stehen.

»Hören Sie doch!« rief ich in die Hallen und Säle laut hinein. »So melden Sie sich!«

»Aaaaahhhhh...!«

Diesmal hatte ich den Schrei sehr deutlich vernommen. Er war aus der Tiefe des Kellers gedrungen. Vielleicht aus einem Folterkeller oder anderen Verliesen, wo dieser Bedauernswerte untergebracht war.

»Wo stecken Sie?«

Meine Stimme hallte nach. Ich hatte mich gedreht und in den Keller

hineingerufen, bekam leider keine Antwort.

Vor mir lag eine lange Treppe. Hell fiel der Lampenschein über die alten, ausgetretenen Stufen, die ich ebenfalls nahm und in die Tiefe schritt. Dabei hatte ich das Gefühl, in eine gewaltige Gruft zu steigen. Hinein in den Keller, den Tiefen des Todes entgegen, wo Moder und Grauen ebenso zu Hause waren wie Blut und Tod.

Mit jeder Stufe, die ich hinter mir ließ, spürte ich die Gefahr stärker. Ich rechnete damit, dem Zentrum der Templer-Magie näher zu kommen. Nach der Treppe erreichte ich einen breiten Mauergang. Ich leuchtete ihn aus, konnte sein Ende aber nicht erkennen. Dafür bewegten sich durch den breiten Strahl Staubwolken, die einen bläulichen Stich bekommen hatten und wie Nebel aussahen.

»Wo sind Sie?«

Sie... sie... sie...! Ich lauschte dem Echo meiner Stimme.

»Melden Sie sich doch!«

Ich hatte mit einem neuen Schrei gerechnet, der aber erklang nicht. Dafür hörte ich eine Warnung, und dem Klang der Stimme nach zu urteilen, mußte sich der Mann nicht einmal weil von mir entfernt befinden.

»Wer immer Sie sein mögen, verlassen Sie diesen Ort! Er ist verflucht. Er ist dem Satan geweiht. Verschwinden Sie, warnen Sie die anderen im Ort! Ich habe es versucht und versagt. Bitte, Monsieur, fliehen Sie, bevor es zu spät ist...«

»Nein!« rief ich zurück. »Ich bin gekommen, um Ihnen zu helfen. Ich werde nicht verschwinden. Wo sind Sie?«

»Machen Sie sich nicht unglücklich! Oder wollen Sie auch sterben?«

Während er sprach, hatte ich mich bereits in Bewegung gesetzt und war der Stimme entgegengegangen. Wenn ich den Gang hier weiterlief, mußte ich zwangsläufig auf ihn treffen.

Er sagte nichts, jammerte dafür und atmete schwer. Und das

wunderte mich. Ich hätte ihn doch sehen müssen, wenn ich schon so nahe war, daß ich ihn atmen hörte.

Aber er war nicht zu sehen.

»Monsieur, Vorsicht! Nicht weiter...«

Ich stand, senkte die Lampe und sah den Mann.

Er lag auf dem Rücken, in einer Grube, die praktisch so eng wie ein Sarg war. Die Augen hatte er geschlossen, weil ihn das Licht der Lampe blendete. So hatte ich Zeit, ihn mir genauer anzuschauen. Er stand in der zweiten Hälfte seines Lebens. Das Haar war grau geworden, und er hatte es lang wachsen lassen. Der dunkle Mantel wirkte schmutzig. Seine Gesichtszüge wurden von einem starken Schmerz gezeichnet. Dieser Mensch mußte Qualen leiden, aber erst jetzt sah ich die dunklen Flecken an seinen Wangen, den Händen und auch auf dem Mantel.

Sie zeigten eine rote Farbe.

Blut...

Ich wurde bleich. »Monsieur«, flüsterte ich. »Was hat man mit Ihnen gemacht? Sagen Sie es!«

»Nein, gehen Sie!«

»Ich will eine Antwort!«

Er öffnete den Mund. Auch auf seinen Lippen sah ich Blut. Es war schon eingetrocknet und bildete eine Kruste. »Man hat mich in die Grube gelegt. In diese verdammte Grube, aber auf ihrem Boden sind lange Nägel. Ich werde sterben...«

Manchmal hat man als Mensch das Gefühl, das Blut in den Adern müsse einem gefrieren. So erging es mir in diesem Augenblick. Die Erklärung des Mannes war so grausam, daß ich sie kaum fassen konnte. Er war in eine Grube gelegt worden, die man mit Pfeilen gespickt hatte. Wer konnte so grausam sein?

Ich kannte das Prinzip der Eisernen Jungfrau. Da wurde jemand in

eine Kitterrüstung gesteckt, die aufklappbar war. Eine Innenseite der Rüstung war ebenfalls mit langen Pfeilen ausgelegt, und wenn die Rüstung zuklappte, drangen diese Pfeile in den Körper des Menschen und töteten ihn auf furchtbare Weise.

So mußte es auch hier sein. Ich hatte Glück gehabt, daß der Mann noch lebte. Natürlich wollte ich ihm helfen, legte die Lampe neben mich, doch als ich die Arme ausstreckte, wies mich der Sterbende zurecht. »Nein, nicht, es hat keinen Sinn. Ich werde sterben.«

»Wer sind Sie?«

»Yves Just. Ich bin der Küster aus dem Ort im Tal. Ich habe gewußt, daß das Grauen zurückkehren wird. Ich habe es gewußt. Immer wieder habe ich gewarnt. Niemand wollte auf mich hören. Da bin ich gegangen, um ihn zu stellen. Aber er war schneller.«

»Von wem reden Sie?«

»Es sind die Templer. Die Teufels-Templer. Diejenigen, die Baphometh frönten.«

»Auch Hector de Valois?«

»Nein, nein!« ächzte er. »Nicht Hector de Valois. Er ist von seiner Burg damals vertrieben worden. Er kam nach dem Kreuzzug zurück, um sich hier auszuruhen, so habe ich es in den Überlieferungen gelesen. Er gehörte zu den wenigen, die es geschafft haben, aber er wurde sehr schweigsam. Seine eigenen Leute oder Männer, die von anderen aufgehetzt wurden, haben ihn ausfindig gemacht und vertrieben.«

»Wohin?«

»Das weiß niemand.«

»Hatte er etwas Besonderes geleistet?«

»Ja, er wollte den Dunklen Gral finden. Die geheimnisvolle Schale, der Zauber, aber...«

»Und?« fragte ich. »Hat er ihn gefunden?«

»Nichts weiß man. Darüber schreiben die Bücher nichts. Es ist im

Dunkel der Geschichte verschollen. Aber die Templer haben den Dunklen Gral, sie haben...« Er hustete, und wieder drang Blut aus seinem Mund. Ich tupfte es ab.

»Mcrci, Monsieur, merci. Es ist schade, daß auch Sie sterben werden. Niemand entkommt ihnen.«

»Dann sind es mehrere?« fragte ich.

»Ja, das stimmt.«

»Ich habe draußen einen gesehen. Einen Skelett-Reiter, er trug eine Rüstung.«

»Den kenne ich. Er ist der Anführer, und er hat Hector de Valois damals verjagt. Sterben konnte er nicht. Nur verfaulen. Der Tod wäre zu gnädig für ihn gewesen.«

»Besitzt er einen Namen?«

»Es ist Melville. Ein Adeliger, ein Ritter. Comte de Melville. Mehr weiß ich nicht.«

»Hat er hier gelebt?«

»Es war die Burg der Templer. Er hat sie in Besitz genommen und hier die grausamen Riten gefeiert.«

»Baphometh zu Ehren?«

»So ist es.«

»War er allein?«

»Nein, es gibt noch andere. Sie waren bisher in ihren Gräbern, aber jetzt glaube ich nicht mehr daran.«

»Haben sie die Gräber verlassen?«

»Vielleicht. Möglicherweise sind sie auch dabei. Melville hat sie gerufen. Er war der erste, der aufstand. Irgendein Ereignis muß ihn dazu veranlaßt haben. Ich habe keine Ahnung, ich wollte ihn nur vernichten, denn ich habe ihn in der vorigen Nacht schon auf dem Weg am Berghang gesehen. Da sagte ich den anderen Bescheid, daß ich gehen werde, um sie vordem Grauen zu schützen. Es ist mir nicht gelungen, die Templer waren stärker. Sie haben mich in die Falle

ge...«

Von einem Augenblick zum anderen war seine Stimme erstorben. Er konnte nichts mehr sagen, der Druck lastete einfach zu schwer auf ihm. Die letzte Kraft hatte seinen Körper verlassen. Noch einmal atmete er. Ein letzter Zug nach Luft, der keuchend über seine Lippen floß, dann war es aus mit ihm, und ich schaute einem Toten ins Gesicht, dessen Augen ich zudrückte.

Noch weitere Sekunden blieb ich neben der Grube knien und ließ mir die Worte des Küsters durch den Kopf gehen. Er hatte nicht mehr lange gelebt, aber er hatte mir sehr viel zu sagen gehabt. Ich kannte jetzt das Geheimnis dieser Burg, aber ein großes Stück weitergekommen war ich nicht. Zum Glück wußte ich, daß es zwei Gruppen unter den Templern gab. Die einen, die den normalen Weg gegangen waren, und die anderen, die dem Baphometh gehuldigt hatten.

Und gegen sie mußte ich antreten.

Gegen diese uralten, verlodderten Geschöpfe, die in den Kellern und Gängen dieser Burg gehaust hatten und einfach nicht sterben konnten. Sie warteten auf Leben, auf frisches Blut vielleicht, um ihren Terror fortsetzen zu können. Der alte Küster hatte Mut gehabt. Er war nur zu schwach gewesen. Ich aber wollte es nicht sein, das schwor ich mir.

Mein Feind war der Comte de Melville. Draußen vor der Burg hatte ich ihn bereits gesehen. Vielleicht hätte ich dort gegen ihn kämpfen sollen, doch es war etwas dazwischengekommen.

Nun mußte ich ihn suchen. Und auch die anderen.

Ich stieg über die Grube mit dem Toten hinweg und schritt tiefer in den Gang hinein. Noch immer wallte dort der Staub, vermischt mit feuchten Nebelschleieren, die durch irgendwelche Ritzen im Mauerwerk drangen. Wo steckten die Templer?

Ich erinnerte mich wieder an die Szenen im Ölberg. Da war ich

auch durch Höhlen geschlichen und in einen Saal gelangt, in dem sich die Statue des Baphometh befunden hatte.

Würde ich sie auch hier finden?

Einen direkten Hinterhalt gab es nicht. Die gemauerten Gangwände waren glatt, ohne Nischen und Verstecke. Als einzige Fallen konnten irgendwelche versteckt angebrachte Gruben lauern.

Innerlich entschuldigte ich mich bei Hector de Valois, denn ich hatte auch ihn in Verdacht gehabt, hinter den furchtbaren Ereignissen zu stehen.

Jeder Gang ist mal zu Ende.

Ich stand zwar nicht vor einer Wand, dafür aber vor einer alten Holztür, die Ähnlichkeit aufwies mit dem Schild der Templer, denn sie besaß auch diese fast dreieckige Form und lief nach oben hin spitz zu. War sie verschlossen?

Ich trat gegen das Holz.

Es war wie im Kino. Die Tür schwang knarrend und ächzend nach innen. Der Weg war frei.

Von einem Moment zum anderen empfing mich eine völlig andere Atmosphäre. Bisher hatte ich nichts gehört, nun aber hallte mir aus dem Dunkel ein unheimlich klingender Gesang entgegen. Da war die Angst bereits vorprogrammiert, denn der Gesang besaß den Rhythmus des Teufels. Nichts Melodisches hörte ich aus ihm heraus, nur schrille, beinahe pfeifende, disharmonische Töne. Einem Bösen und Unbekannten schienen sie zu huldigen, und durch die Finsternis heulten sie wie ein Sturmwind. Da sang der Teufel.

So dachte ich im ersten Augenblick, aber dem war nicht so, denn als ich mit der Lampe in die Finsternis leuchtete, bekam ich zuerst einen Schreck und war froh, nicht weitergegangen zu sein, denn vor mir gähnte ein Abgrund.

Ich schaute in die Tiefe eines Kraters. Als wäre dort irgendwann einmal eine Bombe eingeschlagen, sah es aus. Aus der Tiefe des

Kraters hallte mir der schrille Gesang entgegen.

Es fiel mir schwer, mich aus seinem widerlichen Bann zu lösen, aber ich schaffte es und konzentrierte mich auf die anderen Dinge, die das Licht der Lampe aus der Finsternis holte.

Unter mir, auf dem Grund des Kraters, saßen die Templer!

Fünf waren es an der Zahl. Fünf Gerippe, eine Handvoll knochiger Gestalten, die es sich auf den hochlehnten Stühlen bequem gemacht und einen Kreis um einen Baphometh-Altar gebildet hatten. Sie wirkten in ihren alten Rüstungen steif. Ihre Schwerter hatten sie gezogen. In Höhe der Knie schauten sie zwischen den Beinen hervor, und Knochenfinger lagen auf den Griffen.

Unter den Helmen bewegten sich die Mäuler. Bei jedem der schrillen Töne hoben sie die Köpfe an, als wollten sie zu mir hinaufschauen und mich grüßen.

Aber ihr Gruß galt Baphometh, dieser verdammten Figur, die das Zentrum des Kreises bildete und fast so aussah wie die, die ich im Ölberg gesehen hatte. Nur eines war anders. Aus dem Kopf dieser Figur wuchsen zwei lange, schmale, nach außen gebogene Hörner. Sie waren pechschwarz und wirkten wie die gebogenen Hörner eines Schafes, nur eben länger.

Baphomeths Fratze glühte. Von den beiden Karfunkel-Augen strahlte das Glühen ab und erfaßte seinen gesamten Körper. Sogar über den Bart warf es seinen Schein.

Diese Figur war gefüllt mit einer unheimlichen, sehr alten und auch starken Magie, und sie allein trug die Schuld, daß es diesen Wesen gelungen war, nach einer so langen Zeit zu erwachen, um erneut dem Teufel zu dienen.

Ich befand mich ziemlich weit weg. Es störte die anderen auch nicht, daß ich in den Krater hineinleuchtete und der Strahl meiner Lampe sie aus ihrer Lethargie riß.

Die Templer sangen ihre Höllen-Choräle, wobei ein Ton vom

nächsten noch an Schauerlichkeit übertroffen wurde.

Furchtbar...

Wie lange sie noch singen würden, wußte ich nicht. Ich wollte das Ende des Gesangs auch nicht abwarten, sondern selbst für einen raschen Schluß sorgen.

Von meiner Stelle aus war es mir nicht möglich, die Templer einzeln zu vernichten. Sie trugen Rüstungen, an denen meine Kugeln abprallen würden, so war ich gezwungen, in die Knochengesichter zu zielen, aber das konnte ich vielleicht bei einem oder zwei von ihnen schaffen, nicht jedoch bei allen.

Nein, Baphometh hieß das Ziel.

Wenn diese Figur ihr höllisches Leben aushauchte, war für mich vieles anders.

Schon einmal hatte ich sie vernichten können. Da hatte ich das Kreuz genommen. Auch hier wollte ich es wieder auf die gleiche Art und Weise versuchen. Meinen Gegner zunächst einmal bannen und dann, falls er nicht vernichtet war, es mit einer anderen Waffe versuchen, die ich glücklicherweise mitgenommen hatte.

Meinen Bumerang.

Für meinen Geschmack stand ich einfach zu dicht am Rand des Kraters. Deshalb ging ich einen Schritt zurück, tastete nach dem Kreuz und stoppte mitten in der Bewegung.

Etwas war mir aufgefallen.

Ein Hauch der Gefahr, die sich in meinem Rücken zusammenbraute, das Wissen, in einer Falle zu stecken. Aus dem Stand kreiselte ich herum. Er kam und saß auf dem Pferd.

Wie er es geschafft hatte, den Schimmel so gut wie lautlos gehen zu lassen, war mir ein Rätsel. Jedenfalls war er schon verdammt nahe an mich herangekommen, auch wenn er sich noch innerhalb der nie abreißenden Staubwolke bewegte.

Es war der Comte de Melville!

Um mir die Hand zur Begrüßung zu reichen, war er sicherlich nicht gekommen. Vielleicht hatte er auch gespürt oder geahnt, was ich vorhatte, und wollte mich von meinem Plan abbringen. Okay, dann würde ich ihn mir zuerst vornehmen. Ich riß den Bumerang hervor. Der andere sah meine Bewegung. Er gab dem hellen Gaul die Sporen. Ich mußte jetzt den Bumerang einsetzen und holte aus. Während er meine Hand verließ und auf die Reise ging, wußte ich bereits, daß es schiefgehen würde!

Und es ging schief.

So schnell der Bumerang auch war, mein Gegner reagierte noch rascher. Obwohl sein Knochenkörper von einer Rüstung umschlossen wurde, riß er gedankenschnell seinen linken Arm hoch. An der Hand klebte förmlich sein Schild mit dem aufgemalten blutroten T. Dagegen raste der Bumerang.

Ich hörte ein Geräusch, sah eine Funkenspur und gleichzeitig den Bumerang abprallen. Er schlug gegen eine Wand und knallte auf den Boden.

Der Templer aber saß unverletzt auf seinem Pferd und preschte davon. Ich warf mich zur Seite. Unter die Hufe eines Pferdes zu kommen, macht verdammt keinen Spaß. Ein Schlag reichte oft, um getötet zu werden. Auf der Schulter landete ich, das Geräusch der trommelnden Hufe dröhnte in meinen Ohren. Ich sah den Kerl verschwinden. Bei ihm war die Klinge blank, und ich wußte nun, wie ich sterben sollte. Urplötzlich schoß die Todesangst in mir hoch. Die folgenden beiden Sekunden wurden zu einer Qual für mich. Ich mußte etwas tun, konnte aber nicht zurück, denn da war die Wand.

Wie ich mein Kreuz ins Freie bekam, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls hielt ich es in meiner Faust, streckte dem anderen automatisch den Arm entgegen, hörte einen knurrigen, irren Schrei, das Geräusch schabender Hufe, ein Poltern, sah die heftige Bewegung des Pferdes und bekam einen Schlag gegen die Stirn.

Plötzlich sah ich nur noch verschwommene Konturen, die durcheinanderwirbelten. Dumpf klangen die Schreie, wurden immer dumpfer und auch leiser, bis sie völlig verstummten und mich die Tiefe der Bewußtlosigkeit aufgesaugt hatte...

Die Männer waren schweigend zurückgegangen und saßen nun im Gasthaus zusammen. Es war ein schiefer Steinbau mit kleinen Fenstern und alten Holzstühlen als Inneneinrichtung.

In der Ecke bullerte ein Kanonenofen. Die Hitze in der Gaststätte war drückend. Der Polizist hatte sich einen Schnaps geben lassen, kippte ihn und bestellte noch einen.

Die anderen beobachteten ihn schweigend. Sie wußten genau, daß er sich in seiner Fdaut nicht wohl fühlte, aber sie hatten ihn eben gewählt, nachdem der Pfarrer und der Bürgermeister bei einem Unglück ums Leben gekommen waren.

Ersatz für den Pfarrer war bisher nicht gefunden worden. Der Küster Yves Just hatte bisher die Aufgabe übernommen, aber er war zur Burg gegangen, um den Schrecken zu stoppen, wie er ihnen mitgeteilt hatte. Um welch einen Schrecken es sich genau handelte, wußte keiner von ihnen, auch nicht Pierre Gomez, der Ordnungshüter. Er ahnte nur Schlimmes, doch er hatte mit den anderen darüber nicht gesprochen. Jetzt war alles anders geworden.

Just war nicht zurückgekehrt. Die Männer hatten zwar nie darüber gesprochen, aber sie glaubten fest daran, daß ihrem Freund etwas passiert war.

Und noch eine Tatsache mußte man hinnehmen.

Die Ankunft dieses Fremden, der sich so intensiv nach der Burg erkundigt hatte. Über seine Gründe hatte er nicht sprechen wollen, er war schließlich weggefahren, aber jeder der im Gasthaus sitzenden Männer hatte ein ungutes Gefühl.

»Gib mir noch einen!« verlangte Gomez.

»Gut, Pierre, wenn du meinst.«

»Ja, ich meine.« Er hatte sehr scharf gesprochen.

Die anderen tranken Wein. Gomez aber brauchte Hochprozentiges. Angeblich beruhigte ihn der Schnaps, aber das war eine Täuschung. Nur sein Kreislauf geriet in Wallung. Als er das Glas absetzte und es dabei hart auf die Tischplatte stellte, sah er die Blicke der anderen Männer auf sich gerichtet. »Verdammt, was starrt ihr mich so an? Kann ich etwas dafür, daß dieser Kerl hier aufgetaucht ist?«

»Nein.«

»Na bitte!«

»Wir denken an Just.«

Gomez hob eine Hand und deutete gegen die Decke. »Er wollte doch nach oben. Wir haben ihn gewarnt, aber er ließ es sich nicht ausreden. Als ob einer allein etwas ändern könnte.«

»Hast du diese Templer denn gesehen?« fragte einer aus der Gruppe.

»Nein.«

»Möglichlicherweise gibt es sie gar nicht.«

Gomez hob die Schultern. »Just war davon überzeugt. Unser letzter Pfarrer auch. Er muß in den alten Büchern etwas gefunden haben. Vielleicht eine Weissagung oder so.«

»Dann könnten wir mal nachschauen.«

Der Polizist winkte ab. »Nein!« entschied er. »Auf keinen Fall. Wir gehen nicht in das Haus. Wir haben dort einfach nichts zu suchen. Ich käme mir vor wie ein Einbrecher.«

»Aber es geht um die Sache!« wurde ihm widersprochen. Gomez ließ sich nicht beirren. Er konnte sich auch durchsetzen, und niemand widersprach, als er mit scharfen Worten verlangte, daß getan werden mußte, was er wollte.

Der Wirt hatte zugehört. Er lehnte sich über seinen Tresen und schob die Baskenmütze auf das linke Ohr. »Wollt ihr denn hier sitzenbleiben und Däumchen drehen?«

»Bei dir bestimmt nicht.«

»Sei doch nicht so nervös, Gomez. So habe ich das auch nicht gemeint. Ich wollte nur etwas wissen.«

»Mal sehen.«

Jemand kam wieder auf den Fremden zu sprechen, und er redete Pierre Gomez direkt an. »Meinst du denn, daß dieser Typ verschwunden ist?«

»Wir haben ihn fahren sehen.«

»Das ist auch alles.« Die anderen Männer nickten.

Gomez lenkte ein. »Ja, vielleicht hätten wir ihn ein Stück des Weges begleiten sollen. Ich jedenfalls bin aus ihm nicht schlau geworden. Er hat mir einen verdammt gerissenen Eindruck gemacht. So wie jemand, der zudem noch genau weiß, was er will.«

»Dann wird er unter Umständen zurückkehren.«

»Nicht in das Dorf«, widersprach Gomez.

»Wo sonst?«

Der Polizist beugte sich vor. »Wenn er tatsächlich einen Auftrag gehabt hat, wird er sich die Burg ansehen wollen.«

Jemand lachte, bevor er antwortete. »Und dort wahrscheinlich krepieren.«

»Möglich.«

»Hast du dabei kein schlechtes Gewissen, Gomez?«

»Quatsch. Bin ich das Kindermädchen dieses Fremden?« Gomez schüttelte den Kopf. »Kommt nicht in die Tüte, aber ihr habt recht. Ich werde nicht hier sitzenbleiben, sondern durch das Dorf patrouillieren.«

»Dann vergiß deinen Stern nicht«, sagte der Wirt.

»Halt dich geschlossen. Du kannst ja hier den Sheriff spielen, wenn du willst.« Gomez war schon an der Tür. Er nahm seine Jacke vom Haken und streifte sie über. Sie besaß einen Reißverschluß. Als Gomez die Gaststätte verließ, zog er ihn hoch.

Der Wind war kälter geworden. Sie lagen hier ziemlich hoch, bestimmt würde es bald wieder schneien, vielleicht auch schon in der Nacht. Aus einer Blechdose holte Gomez eine selbstgedrehte Zigarette hervor und zündete sie an. Er wollte gehen, als hinter ihm die Tür geöffnet wurde und noch ein Mann das Gasthaus verließ.

»Kann ich mitkommen, Pierre?«

»Wenn du willst.«

»Ja. Ich war mit dem Küster befreundet, wie du weißt.«

»Nicht verwandt, wie man sich immer erzählte?«

»Um zehn Ecken herum, aber das ist nicht der Rede wert. Und verwandt sind wir hier fast alle miteinander.«

»Da hast du recht, Jean.«

Der Ort lag im tiefen Schweigen. Es gab nur wenige Laternen, die für Licht sorgten. Hinter vielen Fenstern war es bereits dunkel geworden, und über den Kuppen der Berge schimmerte ebenfalls keine Helligkeit mehr.

Die Männer vernahmen ihre eigenen Schritte, als sie die Dorfstraße hochschritten. Gomez rauchte schweigend. Die Zigarette klebte auf seiner Unterlippe, die Hände hatte er in den Taschen seiner gefütterten Jacke vergraben.

»Was suchst du eigentlich?« fragte Jean. »Den Wagen des Fremden? Oder den Mann selbst?«

»Vielleicht beides.«

»Dann glaubst du auch nicht daran, daß er verschwunden ist?«

Unter einer Laterne blieb Gomez stehen. Das herabfallende Licht ließ sein Gesicht fahl aussehen. »Nein, dieser Mann hatte keine Angst. Wenn jemand Furcht hat, spürt man das, weißt du?«

»Glaube schon.«

Gomez blies eine Rauchwolke in das Licht. »Der Kerl war knochenhart, und er wußte genau, was er wollte. Ich habe das Gefühl, daß er sich auf den Weg zur Burg gemacht hat.«

»Dann wäre er verrückt.«

»Das sagst du.«

»Oder lebensmüde.«

»Vielleicht schafft er es wirklich?«

Jean hob die Schultern. »Du mußt es wissen, Gomez, du mußt es wirklich wissen. Wo gehen wir jetzt hin?«

Der Polizist grinste. »So schlimm ist die Nacht doch nicht. Laß uns noch ein wenig schlendern.«

»Bist du eigentlich bewaffnet?«

»Ja, wieso?«

»Ich meine nur. Falls sie mal kommen. Diesen Templern traue ich alles zu. Der Küster hat doch gesagt, daß die Zeit bald reif sei. Und dann bleiben sie nicht in der Burg. Ich habe mal gehört, daß sie«, Jean senkte die Stimme, »Blut trinken sollen. Was meinst du dazu?«

Gomez grinste. »Ein Märchen.«

»Kannst du das Gegenteil beweisen?«

»Noch nicht.«

»Dann rechnest du damit, daß sich die dort oben begrabenen Templer und längst vermoderten Gestalten irgendwann auf den Weg machen, um uns zu töten.«

»Das befürchte ich.«

»Sag das nur keinem.« Jeans Stimme klang erstickt. »Mann, wenn du das im Dorf erzählst...«

»Ich halte dicht.«

»Und wie lange?«

»Vielleicht so lange, bis sie da sind. Dann brauche ich nichts mehr zu sagen.«

»Humor hast du, Gomez.« Jean mußte lauter sprechen, um das Rauschen eines Baches zu übertönen, an dessen Ufer sie entlanggingen.

»Mehr bleibt mir auch nicht.«

Die Häuser lagen jetzt mehr verstreut und waren bereits in die Hänge hineingebaut worden. Der Weg, der am Hang entlang hoch zur Burg führte, lag links von ihnen. Beide Männer blieben stehen und schauten in diese Richtung.

Vier Häuser sahen sie. In einem nur brannte Licht, bei den anderen dreien war es bis auf die leuchtenden Außenlaternen dunkel. Und diese Dunkelheit setzte sich auch zum Hangende hin fort, wo die Waldstücke zu tiefen Schatten verschmolzen.

»Die Burg siehst du nie«, sagte Jean. »Nicht einmal den Weg.«

»Das will ich auch nicht.«

»Sondern?«

»Möglichwerweise kann ich trotzdem erkennen, wenn sich dort jemand bewegt.«

»Denkst du an den Fremden?«

»Auch.«

Jean widersprach. »Das ist doch viel zu dunkel.«

»Eben, mein Lieber. Dieser Mann kennt sich hier nicht aus. Er wird eine Lampe nehmen müssen, wenn er gut vorankommen will. Wie weit man einen Lichtpunkt in der Finsternis sehen kann, brauche ich dir wohl nicht zu sagen.«

Jean schwieg. Er ärgerte sich darüber, daß er nicht selbst auf die Idee gekommen war. Ihm wurde allmählich kühl. Am liebsten hätte er sich zurückgezogen, traute sich aber nicht, weil Gomez das als Feigheit hätte auslegen können.

So trat er nur von einem Bein auf das andere und sagte: »Verdammt, mir ist kalt.«

»Keinen Schiß?«

»Nein.«

Gomez ging bis dicht an das Bachbett heran. Er stand jetzt auf dem hellen Kies. Das Wasser wirkte auch in der Dunkelheit weiß, weil es schäumend über die Steine floß. Die Quelle befand sich tief in

den Bergen, wo oft bis zum Sommeranfang Schnee lag.

»Hast du was entdeckt?« fragte Jean.

»Nein.«

»Ich auch nicht. Ich...«

»Halt den Rand!« Gomez hatte scharf gesprochen. Er ging wieder zurück, rempelte Jean dabei an, störte sich nicht darum und hob statt dessen den rechten Arm, um gegen den Hang zu deuten. »Jean, ich sage dir, da war etwas.«

»Und was?«

»Kann ich dir nicht sagen.«

»Eine Täuschung, Gomez, eine Täuschung. Das war bestimmt der Wind, der über den Hang strich und die Kronen der Bäume bewegt hat.«

»Irrtum, es war nicht bei den Bäumen.«

»Wo dann?«

»Nicht weit von der Burg weg.«

Jean schwieg tatsächlich für einige Sekunden, bevor er fragte:

»Hast du auch den Fremden da gesehen?«

»Kann ich dir nicht sagen. Licht war jedenfalls nicht vorhanden. Das geschah im Dunkeln, und es war auch nur ein Zufall, daß ich es entdeckt habe.«

»Gingen sie denn zur Burg hin oder von der Burg weg?«

»War noch nicht zu erkennen.« Gomez atmete scharf aus. »Da! Da ist es wieder!« Plötzlich zitterte sein Arm. Der Polizist war aufgeregt, und dies übertrug sich auch auf Jean.

»Ich sehe es auch. Da bewegen sich welche. Und sie kommen von der Burg. Der Himmel ist heller, ich...«

»Halt den Mund, Mensch!«

Beide schwiegen und beobachteten, was sich an der Höhe des Bergrückens tat.

Wo der Weg sich serpentinenartig herwand, war auch die

Bewegung zu sehen. Das heißtt, die Personen, die sich dort oben befanden, nahmen den Pfad auch und gingen nicht von ihm ab.

Die Männer redeten nicht. Sie konzentrierten sich voll und ganz auf die Unheimlichkeit des für sie immer länger werdenden Augenblicks, und sie spürten gleichzeitig den Druck, der auf ihren Atemwegen lastete. Da kam etwas auf sie zu. Das begriffen sie auch, ohne sich zuvor abgesprochen zu haben. Etwas Unheimliches, etwas, das sie nicht fassen konnten, über das zwar gesprochen worden war, das aber dennoch im Dunkel der Zeiten verschollen war.

»Templer!« Jean würgte das Wort hervor. »Verdammtd, das müssen einfach Templer gewesen sein. Gott sei unsern Seelen gnädig...«

Gomez widersprach nicht. Er dachte ähnlich, nur hatte er sich noch etwas besser in der Gewalt. Dann waren sie plötzlich verschwunden. Der Wald hatte sie verschlucht.

Zischend atmete Gomez aus. Er wischte über seine Stirn. Trotz der Kälte war ihm der Schweiß ausgebrochen. »Hast du vielleicht das Blinken gesehen?« wandte er sich an seinen Begleiter.

»Wieso?«

»Ja, da hat zwischendurch etwas geblinkt.«

»Und was?«

»Keine Ahnung. Vielleicht waren es die Waffen. Vergiß nie, Jean, daß die Templer Ritter waren und auch verdammtd gut kämpfen konnten. Schwert und Lanze waren für die...«

Jean hörte gar nicht hin. Sein Gesicht war starr geworden. Wie vereist wirkten die Züge. Seine Gedanken beschäftigten sich mit etwas anderem. »Wenn sie den Wald hinter sich gelassen haben, können wir sie bestimmt besser sehen. Und dann dauert es nicht mehr lange, bis sie das Dorf erreicht haben.«

»Für eine Evakuierung ist es jetzt zu spät!« flüsterte der Polizist.

»Die anderen sind immer schneller.«

»Was sollen wir denn dann machen?«

»Uns verstecken.«

»Alle Bewohner?«

»Ja. Wir müssen die Türen verrammeln, die Fenster schließen und beten.« Gomez fuhr herum. »Wir haben doch ein großes Kreuz in der Kirche. Das holen wir und stellen es auf.«

»Wo denn?«

»Auf dem Dorfplatz. Die Templer haben sich von dem Kreuz abgewandt, für das sie einmal gekämpft haben. So sagte man es. Verstehst du das? Vielleicht hält sie das Kreuz auf.«

»Wenn das mal gutgeht.«

»Ein Versuch kann nicht schaden. Hör zu.« Gomez sprach die folgenden Worte schnell. »Während ich das Kreuz hole, gehst du in die Bodega und sagst den anderen Bescheid. Sage ruhig die Wahrheit. Jeder soll es wissen. Die Leute müssen ihre Familien benachrichtigen. Du aber kommst zu mir und hilfst mir beim Tragen. Es ist unsere einzige Chance.«

Jean hatte einen so trockenen Hals bekommen, daß er kaum sprechen konnte. »Ja, das machen wir.«

Noch blieben die beiden, schauten wieder zum Hang und sahen plötzlich die Reiter.

Diesmal deutlicher, obwohl es so finster war. Sie hatten das obere Waldstück verlassen, waren schon wesentlich tiefer geritten und auch deutlicher zu erkennen.

Wie auch das matte Blinken ihrer Schwerter und Lanzen. Zwar ritten sie im Dunkeln, doch ein Licht war da.

»Ein toter Schein!« flüsterte Gomez.

»Das ist die Höllenglut. Sie stehen mit dem Teufel im Bunde!« Jean schüttelte sich und schlug ein Kreuzzeichen. »Sie haben bestimmt den Teufel bei sich. Ich... ich... sehe es genau. Der... der wird von ihnen auf den Schultern getragen. Sie haben ihn hochgenommen. So klein ist der Teufel? Das habe ich mir nicht vorgestellt.«

Er redete noch mehr, bis er von Gomez angestoßen wurde. »Renn! Lauf, beeil dich! Warne die anderen. Sie sollen in die Hauser zurück, und dann hilft nur noch Beten!«

Gomez wartete so lange, bis er Jean nicht mehr sah. Er warf einen letzten Blick auf den Hang. Die Reiter mußten jetzt ungefähr die Stelle erreicht haben, wo sie zwischen zwei verschiedenen Wegen wählen konnten. Sie brauchten nicht unbedingt ins Dorf.

Aber sie nahmen die scharfe Kehre, die sie in einem ziemlich steilen Winkel in die Nähe der Menschen brachte.

Als Gomez das festgestellt hatte, gab es auch für ihn kein Halten mehr. Er rannte los und hätte am liebsten seine Angst in die Nacht hinausgeschrien...

Ich wurde plötzlich wach, als Blut über mein Gesicht lief, und zwar mein Blut!

Dieses Wissen trieb mich hoch. Ich verzog das Gesicht und schloß die Augen.

So blieb ich zunächst einmal sitzen. Nur allmählich öffnete ich die Augen, und mein Blick fiel auf das Kreuz, das aus meiner Faust ragte. Während meiner Bewußtlosigkeit hatte ich es wie im Krampf festgehalten, und auch jetzt noch dachte ich nicht daran, es aus der Hand zu geben, da es mir das Leben gerettet hatte. Ja, das Kreuz mußte es einfach geschafft haben. Ich dachte zurück, erinnerte mich an die Angst, den Terror, das Pferd, den Reiter, die über mir schwebenden Hufe und das gezückte Schwert.

Hätte ich meinen silbernen Talisman nicht in der Hand gehalten, wäre ich wahrscheinlich schon tot gewesen. So aber war es meinem Kreuz gelungen, diesen Comte de Melville zu stoppen.

Ich saß auf dem Boden, spürte die Kälte und kümmerte mich nicht darum. Erst einmal mußte ich mit der Tatsache fertig werden, daß mein Leben verschont worden war.

Dies bedeutete nicht nur die Rettung, gleichzeitig auch eine Verpflichtung, es meinen Gegnern zu zeigen. Ich mußte sie einfach stellen oder mich auf ihre Fersen setzen, denn der Gang war leer. Keine Spur mehr vom Anführer der Templer.

Ich stand auf.

Es fiel mir nicht leicht, der Druck im Kopf verstärkte sich. Zum Glück war es kein Volltreffer gewesen. Die kleine Platzwunde verdaute man schnell.

Mit der Schulter lehnte ich mich gegen die Wand. Die Lampe brannte noch. Mit ihr leuchtete ich in die offene Tür hinein und wenig später auch in den Krater.

Die Stühle waren noch vorhanden, der Altar auch, aber er war leer. Die fünf Templer hatten ihre Baphometh-Statue mitgenommen. Und ich glaubte fest daran, daß sie das Schloß verlassen hatten. Wenn sie beritten waren, hatten sie einen verdammt großen Vorsprung gewonnen, den ich auch mit dem schnellen BMW nur schwerlich aufholen konnte. Wie lange ich außer Gefecht gesetzt gewesen war, konnte ich nicht sagen, jedenfalls hatten wir noch nicht Mitternacht, und bis dahin war auch noch Zeit.

Ich machte mich zu Fuß auf den Weg. Mehr schlecht als recht taumelte ich durch den Gang, erreichte auch das Grab des Küsters und sah noch für einen Moment das gleiche Gesicht mit den zahlreichen kleinen Blutspritzern darauf. Dann eilte ich weiter.

Der Gang und der Staub bildeten eine Einheit. Ich kam mir vor wie jemand, der sich durch einen grauen Nebel kämpfte und überall nach einem Halt suchte.

Schließlich lag der Gang hinter mir: Der Rest war ein Kinderspiel, obwohl ich sehr vorsichtig war und nach den Templern Ausschau hielt. Ich bekam keinen mehr zu Gesicht.

Erst im Burghof atmete ich auf. Dies mehrere Male hintereinander, denn die kalte Nachluft tat ungewöhnlich gut. Sie drang tief in meine

Lungen, so daß ich sogar das Gefühl bekam, sie würde auch die Schwäche vertreiben. Über mir funkelte das Meer der Sterne. Fast kitschig schön. Ein mit Brillanten besetztes Kissen, das in die Unendlichkeit hineinreichte und kein Ende zu haben schien.

Die hohen Burgmauern verwehrten mir den Blick hinunter ins Tal. Auf dem gleichen Weg, den ich hergekommen war, ging ich wieder zurück und zwängte mich durch den Torspalt.

Hier traf mich der Wind härter. Obwohl der Himmel wolkenlos war, wehte der Wind den Geruch von Schnee heran. Die kleine Welt würde hier bald unter diesem weißen Tuch versinken, das so viele schon mit einem Leinentuch verglichen hatten.

Ich hoffte nur, daß es nicht soweit kommen würde und sich die Menschen retten könnten.

Den BMW hatten die Templer nicht zerstört. Er stand dort, wo ich ihn verlassen hatte. Irgendwie kam er mir wie eine kleine Rettungsinsel vor. Mit ihm würde ich das Tal schnell erreicht haben.

Bevor ich einstieg, stellte ich mich an den Rand des Abhangs und schaute in die blauschwarze Tiefe.

Ich sah auch das Dorf mit den wenigen Lichtern. Es wirkte wie eine helle Insel in einem Meer der Schatten, in dem sich sonst nichts bewegte. Auch keine untoten Templer.

Es gab zwei Möglichkeiten. Entweder hatten sie das Dorf verschont, oder sie waren einen anderen Weg geritten.

Automatisch bekam ich ein wenig Hoffnung, die brutal zerstört wurde, denn als ich mich abwenden wollte, sah ich plötzlich den Feuerschein. Von dieser Stelle aus konnte ich über den Wald hinwegblicken. Das Feuer war im unteren Drittel des Hanges ausgebrochen, aber nicht im Wald, dort brannte ein Haus.

Sicherlich war es bewohnt. Und untote Wesen rochen, wo sich Menschen aufhielten, da hatten sie ein verdammt sicheres Gespür. Sie würden auch Jagd auf sie machen. Ob es nun alte Templer waren

oder Neuzeit-Zombies, durch Voodoo zum Leben erweckt.

Ich mußte mich beeilen.

Sekunden später saß ich im Wagen und startete zu einer halsbrecherischen Fahrt hinunter ins Tal...

»Ich rieche das Unheil!«

René Lapisse schaute seine Frau Eva an, bevor er ein Stück Schafskäse in den Mund schob. »Welches Unheil?« erkundigte er sich kauend.

»Das auf uns zukommen wird.«

»Und wann?«

Er nahm einen Schluck Wein.

Eva zögerte noch mit der Antwort. Sie war eine Frau von 35, wirkte aber älter. Das harte Leben hatte seine Spuren hinterlassen. Jetzt legte sie ihre rauen Hände gegeneinander und zog die alte Strickjacke noch enger um die Schultern. »Vielleicht in dieser Nacht. Du weißt, daß ich die Ahnungen von meinen Eltern geerbt habe, und ich habe mich auch selten geirrt. Fast immer, wenn ich so etwas spürte, ist es dann auch eingetroffen. Verstehst du?«

René wechselte zwischen Käse und Rotwein. »Na ja, manchmal hast du recht gehabt. Bei der alten Celestine, die in ihrem Haus verbrannt ist. Aber wie kann man auch nur die Jahre über alte Zeitungen sammeln und unvorsichtig mit dem Feuer sein.«

»Das hat mit meinen Ahnungen nichts zu tun. Ich habe den Tod vorausgesehen, als ich sie im Traum im Sarg liegen sah.«

»Und wen hast du jetzt gesehen?«

Eva stand auf. Sie ging zum nach Norden liegenden Fenster des Raumes. Wenn sie dort durch die Scheibe schaute, konnte sie den Hang hinaufsehen und bei klarem Wetter sogar einen Teil der alten Burg erkennen.

»Von dort oben!« flüsterte sie heiser. »Nur von dort oben kommt

die Gefahr.«

René schenkte Rotwein nach und rülpste tief durch. »Meinst du die Burg damit?«

»Was sonst?«

»Aber da wohnt niemand.«

»Doch.«

»Hat jemand das alte Gemäuer gemietet?« René fragte und lachte gleichzeitig.

»Hör auf zu spotten! Du weißt genau, daß ich die alten Templer damit meine.«

»Die sind tot.«

»Bist du dir sicher?«

»Klar.«

»Und wieso?«

»Weil kein Mensch einige Hundert Jahre lang leben kann. Das ist der Grund, meine liebe Eva.«

Die Frau seufzte und nickte gedankenverloren. »Ich wollte, du hättest recht.«

»Habe ich auch.«

Eva erwiderte nichts mehr. Sie schob nur die weiße Häkelgardine ganz zur Seite, um einen besseren Blick zu bekommen. Das Schloß konnte sie nicht sehen, es war dafür viel zu dunkel, auch den Serpentinenweg nicht, der den Hang schlängelförmig zerteilte, aber sie lebte schon sehr lange in diesem Tal und kannte deshalb auch den Berg. Ohne den Pfad direkt zu sehen, wußte sie, wo er herlief. In Gedanken verfolgte sie ihn weiter hoch, bis er die Spitze des Berges erreichte, wo auch das alte Templer-Schloß stand.

Gleichzeitig wuchs ihre Unruhe. Einiges stimmte da nicht. Ihr Inneres befand sich in Aufruhr, sie hatte die Hände zu Fäusten geballt, die Haut an den Wangen zuckte, und sie hörte auch nicht hin, als René ihr einen Schluck Rotwein anbot.

Erst als er mit dem halb gefüllten Glas neben ihr stand, wurde sie aufmerksam.

»Trink doch!«

»Nein.«

»Verdammt, was hast du denn?« Er schüttelte verwundert den Kopf.

»Eva, du zitterst ja.«

»Ja, René, ich zittere. Es ist die Angst, die mich so handeln läßt. Die reine Angst.«

»Wovor hast du denn Angst?« Er nahm einen Schluck von Evas Wein.

»Da ist eine Nacht wie die andere. Die Sterne, der Himmel, der Berg, der Wind, es riecht nach Schnee...«

»Und nach Tod!« ergänzte die Frau mit dumpf klingender Stimme.

»Wer soll sterben?«

»Das wage ich nicht auszusprechen. Ich behalte es für mich, weil es einfach zu furchtbar ist.«

René wandte sich ab. Sie aber blieb am Fenster und sah plötzlich das Licht. Es war noch weit entfernt, dieses rötliche Schimmern, noch über dem letzten Waldstück, aber es bewegte sich talwärts. Es heißt, daß dieses Licht auch hier vorbeikommen würde. Eva glaubte nicht, daß es normale Menschen waren, die der Burg einen Besuch abgestattet hatten. Keiner aus dem Dorf ging freiwillig dorthin. Ein jeder wußte, daß es in den Gewölben spukte und nicht geheuer war. Man sprach davon, daß die Templer umhergingen. Sie waren zwar gestorben, aber noch längst nicht tot. Auf irgendeine Weise existierten sie immer. Jetzt war es besser, wenn sie die Sachen packten und das Haus verließen. Ins Dorf fliehen, die anderen warnen, das mußte in der noch verbleibenden Zeit getan werden.

In den beiden anderen Häusern hielt sich niemand auf, das wußte Eva. Sie hatte die Außenleuchten eingeschaltet. Wenn ihr René nur

endlich glauben würde...

Der aber saß am Tisch und drehte seine Zigaretten. Mit spitzen Fingern nahm er den Tabak aus der Dose, legte ihn in das Papier und drehte daraus die Glimmstengel.

Sehr geschickt und routiniert stellte er das an und schaute auf, als Evas Schatten den Schein der Deckenleuchte durchbrach. »Du stehst mir in der Sonne, Weib!«

»Es wird für dich keine Sonne mehr geben, wenn du jetzt nicht aufstehst, den Rest des Geldes und ein paar Papiere einsteckst, dich anziehst und ins Dorf hinunter fliehst.«

»Ach!« Mehr sagte René nicht, knallte die Blechdose zu und schaute seine Frau an.

»Komm doch!« Sie faßte seinen Arm und wollte ihn vom Stuhl hochziehen.

»Laß mich, verdammt!«

»Aber wir müssen wirklich weg! Sie kommen! Ich habe sie gesehen. Das Licht wandert auf uns zu.«

»Die Templer?«

»Ja.« Die Antwort glich einem Schrei. Eva bewegte sich hektisch. Sie rannte die kleine Treppe hoch in den ersten Stock. Nur einen Absatz weit brauchte sie zu laufen. Im Schlafzimmer öffnete sie die Schranktüren und schleuderte warme Winterkleidung auf das Doppelbett. Einen Mantel, einen Pullover, auch ein Paar Stiefel holte sie aus dem Schrank. Erst am Morgen hatte sie die geputzt.

Die Kleidung ihres Mannes hing unten am Haken, aber die Papiere waren noch in einem Fach unter der Wäsche versteckt. Auch die nahm Eva schnell an sich.

Sie rutschten ihr aus der Hand. Eva hob sie auf und stopfte sie in die rechte Manteltasche, bevor sie das Kleidungsstück übergeworfen hatte. Dann polterte sie die Treppe hinunter.

René war endlich aus seiner Lethargie erwacht. Er stand im

schmalen Flur, hatte sich aber noch nicht angekleidet.

»Du willst ja tatsächlich weg!« rief er erstaunt.

»Das sagte ich dir doch schon. Und noch eins.« Sie blieb vor ihm stehen. »Nimm dein Gewehr.« Dann drehte sie sich um und holte den Mantel vom Haken. Sie warf ihn ihrem Mann zu.

Der streifte ihn auch über. In der Zwischenzeit war er nämlich mißtrauisch geworden, denn so hektisch und aufgeregt hatte er seine Frau noch nie zuvor erlebt.

Sie stand unter Druck und hatte die Tür bereits geöffnet, so daß der kalte Wind in das Haus fahren konnte, den noch nicht geschlossenen Mantel des Mannes erfaßte und die beiden Hälften nach hinten wehte. Das Gewehr stand in einem kleinen Schrank, der eine Nische verdeckte. René holte die Waffe hervor. Schmuggler hatten sie ihm besorgt. Sie stammte aus einem baskischen Arsenal.

»Bist du bereit?« Eva stand schon draußen.

»Meinetwegen. Ich halte das zwar für baren Unsinn, aber bitte sehr. Du hast recht, ich habe meine Ruhe.«

»Deine Ruhe wirst du so schnell nicht mehr bekommen.«

René hörte nicht hin, schaute nach, ob er den Schlüssel mitgenommen hatte, nickte beruhigt und warf die Tür zu.

Seine Frau war schon einige Schritte über den plattierten Weg gegangen und stand vor der kleinen Treppe. Sie führte mit ihren vierzehn Stufen fast bis dorthin, wo der normale Serpentinenpfad begann, der erst am Schloß endete.

»Jetzt fällt mir etwas ein«, sagte René. »Ich habe vor einer oder zwei Stunden einen Wagen gehört, der in die Berge gefahren ist. Da ist doch jemand zum Château rauf.«

»Aber nicht mehr runtergekommen.«

»Doch, Eva. Du selbst hast...«

»Sei still!«

Sie hatte so heftig gesprochen, daß René allein vor Schreck den

Mund hielt und alles verschluckte, was er noch hätte erwidern wollen. Eva stand da und lauschte. Sehr langsam bewegte sie dabei ihren Arm und wies mit dem Zeigefinger den Berg hoch. »Sie sind in den Wald geritten«, sprach sie leise gegen das geheimnisvolle Raunen des Windes an. »Ich habe das Licht verschwinden sehen, aber ich höre etwas. Das ist... ja, das ist Hufgetrappel. Wirklich, Hufgetrappel.«

Entweder hat sie sich das eingebildet oder nicht, dachte René. Er jedenfalls hatte noch nichts vernommen, wollte es aber genau wissen und trat neben Eva.

Sie hatte sich nicht getäuscht.

Irgendwo im Wald gingen Pferde. Ihre Hufe schlugen mal gegen einen Stein, trafen danach mit einem dumpfen Schlag auf den weichen Boden und stießen abermals irgendwo gegen. Ein Rhythmus, der sich des öfteren wiederholte und der auch nicht mehr wegdiskutiert werden konnte.

»Verdamm!« flüsterte René, »du hast recht. Da reitet tatsächlich jemand.«

»Das habe ich dir doch gesagt.«

»Und wer?«

»Die Templer, René. Nur die Templer. Da kannst du sagen, was du willst. Wir leben in einer verfluchten Gegend. Im Schloß hausen sie. Es ist furchtbar, ich weiß, aber...«

»Das werden wir ja sehen, wenn sie den Wald verlassen haben. Lange kann es nicht mehr dauern.«

»Das glaube ich auch.«

Die Sekunden reihten sich aneinander. Wenn die Reiter den Wald verließen, würde es nicht mehr lange dauern, bis sie die Stelle erreicht hatten, wo die Treppe auf den Weg mündete.

Und sie kamen.

Die Gesichtszüge der beiden Menschen erstarrten. Angst stahl sich

in ihre Blicke. Sie sahen die beiden Gestalten, die hinter dem Anführer mit dem weißen Schimmel herritten und auf ihren Schultern ein Brett trugen. Die eine Seite befand sich auf der rechten Schulter, die andere auf der linken. Darauf stand eine Figur, deren Kopf hellrot leuchtete. Diese trotzdem düster wirkende Helligkeit wurde von zwei steinernen Augen im Schädel abgegeben und flutete auch über die beiden Hörner der Figur. Wer das genau war, wußte weder René noch Eva, aber sie beide fürchteten sich instinktiv vor dieser Figur, und noch mehr fürchteten sie sich vor den geheimnisvollen Rittern, deren Rüstungen eigentlich längst hätten völlig demoliert und verrostet sein müssen, trotzdem aber glänzten sie noch.

Noch konnten sie die Gesichter nicht sehen. Sie zählten nur nach und kamen auf die Zahl sechs.

»Sechs Templer«, hauchte Eva. »Genau sechs Templer.«

»Bist du sicher?«

»Ja, wer sollte sonst...?« Sie schwieg, denn der Anführer auf seinem Schimmel hob die Arme. Gleichzeitig stoppte er auch, drehte sein Pferd um die Hand, und beide Menschen erkannten, daß er direkt an der Einmündung angehalten hatte.

Zum erstenmal drehte er ihnen das Gesicht zu.

René handelte schnell. Er hatte gesehen, daß Evas Mund schon zum Schrei offenstand. Kurz vor diesem Gefühlsausbruch hatte er noch seine Hand auf ihre Lippen gelegt und erstickte den Ruf damit im Ansatz. Er drückte sie nach hinten und an sich. »Reiß dich jetzt zusammen!« flüsterte er und bewies in diesen Augenblicken tatsächlich Nervenstärke. Der Templer hatte sie gesehen. Seine weiße Skelettfratze schimmerte unter dem Rand des Helms. Das Schwert hielt er in der rechten Hand, seinen Schild in der linken.

Dann ritt er an.

Es war klar, was er vorhatte. Sobald diese Wesen auf Menschen trafen, erwachte ihr unheilvoller Drang, und dem Ehepaar blieben

nur mehr Sekunden, um fliehen zu können.

René machte den Anfang. Den normalen Weg konnten sie nicht mehr nehmen. Sie mußten um das Haus herum und auch durch den kleinen Nutzgarten, den sie in mühevoller Arbeit auf dem kargen Boden dieses Hochlands angelegt hatten.

Eva zitterte vor Angst. Sie konnte sich kaum bewegen und ließ sich einfach mitschleifen.

Aber die Templer waren schnell. Hinter sich hörten sie den schnellen Hufschlag. Es war nur eine Frage der Zeit, wann die anderen sie erreicht hatten und mit ihren grausamen Schwertern zuschlagen würden. Den Garten erreichten sie noch. Ohne Rücksicht auf die abgedeckten Beete zu nehmen, jagten sie hindurch. Irgendwann knallten sie so hart gegen den Zaun, daß dieser zusammenbrach.

Dahinter begann der Wald. Er reichte bis in das Tal, wo auch der kleine Bach floß. Der Hang war hier unten an manchen Stellen sehr steil. Eva und René hielten sich an den Händen. Sie hörten ihren keuchenden Atem, das Schleifen ihrer Schritte, und sie vernahmen auch das Trappeln der Hufe, das Brechen der Äste, auch ein dumpfes Stampfen auf dem moosigen Boden, Krachen und Bersten, wenn sich die untoten Templer den Weg freischlugen, und beide schrien auf, als sie plötzlich den Halt unter den Füßen verloren. Sie fielen.

Es war eine dieser Fallen, wo der Hang ein Stück senkrecht abfiel, bevor er innerhalb einer schiefen Ebene weiterführte. Dort lag noch Altschnee, unter ihm Laub, und so fielen beide zum Glück ziemlich weich. Sie sanken ein, blieben keuchend liegen, bis sich René wieder zusammenriß und als erster auf die Beine kam.

»Wir müssen weiter!« Er riß seine Frau hoch.

In Evas Gesicht klebten Schnee und Blätter. »Aber wohin?« rief sie.

»Verdammtd, wo willst du denn hin?«

»Zumindest auf den Weg. Von dort aus kommen wir auch ins Dorf. Reiß dich zusammen, Mädchen!«

»Ich... ich... da, ooaaa!« Plötzlich kreischte sie los, drehte sich, das Gesicht war nur mehr ein Zerrbild, und sie wies auf den unheimlichen Reiter, der wie ein Standbild am Rande des steil abfallenden Hangs stand, seine weißgelbe Skelcttfratze gesenkt hatte und auf die beiden Menschen niedersah, obwohl seine Augenhöhlen nur leer waren. Auch René hatte zuerst schreien wollen, sah aber, daß der andere sie nicht verfolgen wollte. Er riß sein Gewehr hoch. Schießen konnte er gut, auch bei diesem Licht. Zudem war der Unheimliche in seiner Rüstung nicht zu verfehlten.

René stemmte seine Füße in den weichen Boden und drückte ab. Er mußte schräg in die Höhe zielen, der Rückstoß brachte ihn etwas aus dem Gleichgewicht, aber die Kugel traf.

Sie hieb gegen seine Brust, war sogar am Schild vorbeigejagt, hatte aber auch leider das Metall getroffen, und das war nun einmal kugelfest. So erreichte René nichts.

Er fluchte wild, drehte sich um, packte mit der freien Hand Evas Arm und zog sie mit.

Sie flohen wie zwei Tiere vor den Jagdhunden der Jäger. Die Angst saß ihnen im Nacken, sie peitschte sie regelrecht voran, und sie hatten auch Glück, daß sie sich immer wieder fangen konnten, wenn sie mal stolperten. Es gab genügend Äste und Zweige, die ihnen Halt boten. Die Straße war nicht mehr weit, sie hörten bereits das Rauschen des Baches. Aber da mußten sie noch durch, denn die schmale Brücke lag woanders. Zum Gewässer hin wurde die Steigung flacher. Schon rutschten sie nicht mehr auf der Feuchtigkeit, sondern auf Kies, aber sie stützten sich gegenseitig, und es war René, der als erster in das eiskalte Wasser sprang. Es reichte ihm bis zu den Knien, und die Fließgeschwindigkeit war so stark, daß sie ihn fast von den Beinen gerissen hätte.

Eva zögerte noch.

»Komm nach!« schrie René. Er streckte ihr noch die Hand entgegen, und seine Frau sprang.

Sie rutschte aber auf den glatten Steinen am Grund weg, wollte sich noch an René klammern, der dem plötzlichen Druck nicht mehr standhalten konnte, so daß beide fielen.

Das Wasser schäumte über sie hinweg, sie tauchten wieder auf. Eiseskälte umklammerte sie, aber sie rannten weiter. Hand in Hand setzten sie ihren Weg fort.

Beide wollten leben, und beide erreichten sie die Straße. Die Templer waren schon da.

Sie sprengten ihnen entgegen. Die beiden mit der Figur waren schon vorbeigeritten und näherten sich dem Dorf.

René wollte das Leben seiner Frau verteidigen. Deshalb schleuderte er sie zur Seite und brüllte ihr gleichzeitig zu, sich schnell aus dem Staube zu machen.

Er aber stellte sich den beiden. In diesem Augenblick wuchs er über sich selbst hinaus, blieb breitbeinig auf dem Weg stehen und schaute den unheimlichen Rittern entgegen, die bereits ihre Schwerter gezogen hatten.

»Ihr macht mich nicht fertig!« brüllte er. »Ihr nicht, ihr verfluchten Bestien!«

René wollte sich durch die Worte selbst Mut machen und wunderte sich, daß er hinter den Templern eine plötzliche Helligkeit erkannte, die sogar ihn blendete.

Einen Moment später überstürzten sich die Ereignisse...

Fernlicht!

Ich hatte es eingeschaltet und raste nun mit voll aufgeblendeten Scheinwerfern den Serpentinenweg wieder zurück.

Die Zeit saß mir im Nacken. Die Templer wollten Opfer. Sie waren

wie alle Zombies.

Dabei fragten sie nicht nach irgendwelchen Motiven, sie schlügen einfach dort zu, wo sie die Menschen erwischen konnten. Ich war jetzt froh, einen BMW gemietet zu haben. Er war nicht nur schnell, auch wendig und kurvensicher. Meine Fahrt glich in der Tat einem halsbrecherischen Manöver. Mehrmals brach in den Kurven das Heck aus. Die Scheinwerferlanzen tanzten in einem wilden Rhythmus, und die Bäume des Waldes tauchten als grüne Schatten in das grellweiße Fernlicht.

Ich war zu lange bewußtlos gewesen, denn die Templer hatten einen schon zu großen Vorsprung bekommen. Selbst auf den einigermaßen geraden Strecken bekam ich sie nicht zu Gesicht, aber das Feuer brannte noch, wie ich hin und wieder mit einem schnellen Blick nach rechts feststellte. Es breitete sich nur nicht mehr weiter aus, die Flammen sanken bereits in sich zusammen, sie blieben also auf einen bestimmten Ort beschränkt.

Wahrscheinlich hatten die Templer ein Wohnhaus oder eine Scheune angezündet. Ich bezeichnete es als bedauerlich, daß sie dazu überhaupt in der Lage waren, wenn ein Haus brannte, konnte auch ein Dorf in Flammen aufgehen.

Davor fürchtete ich mich.

In das letzte Waldstück prügelte ich den Wagen hinein. Er hüpfte über die großen Bodensteine hinweg, ich hielt das Lenkrad hart umklammert und sah auch die vom Wind abgetriebenen Rauchschwaden durch die beiden Bahnen der Scheinwerfer streichen.

Dann war ich durch.

Bevor ich auf die Straße einbog und das Steuer nach rechts riß, tippte ich auf die Bremse, brachte den Wagen aber nicht zum Stehen, sondern riß das Lenkrad herum.

Volle Fahrt!

Vor mir lag ein weiter Teppich aus Licht auf der Straße. Und in ihm tauchten die beiden Gestalten auf, die auf ihren Gäulen saßen. Es waren Skelette, die in Rüstungen steckten, die Schwerter gezogen hatten und ihren Tieren die Sporen gaben. Sie ritten auf ein Ziel zu.

Es war ein Mann, der sich ihnen entgegengestellt hatte. Auch ihn sah ich verhältnismäßig deutlich. Er mußte zuvor im Wasser gelegen haben, da die Kleidung an seinem Körper klebte. Mit beiden Händen hielt er ein Gewehr umklammert, aber was konnte er schon gegen Wesen wie diese untoten Templer ausrichten?

Nichts, gar nichts.

Sie würden ihn köpfen oder auf eine andere Art und Weise umbringen. Wäre ich nicht mobil gewesen, hätte ich überhaupt keine Chance gehabt, den Mann zu retten. So aber ging ich bewußt das volle Risiko ein, schaltete hoch, gab Gas und jagte auf die beiden Reiter zu. Ich mußte sie rammen!

Nicht daß sich Pierre Gomez aus Angst in die Hose gemacht hätte, so schlimm war es noch nicht, aber die Furcht saß ihm doch im Nacken, und er spürte das heftige Schlagen seines Herzens, während er gleichzeitig weiche Knie bekommen hatte.

So schnell wie in dieser Nacht war er selten in der letzten Zeit gerannt. Doch er mußte weiter, das Kreuz wartete. Er sah es als die einzige Chance an, die Templer zu stoppen.

Sein Mund stand offen. Der Atem wölkte vor den Lippen. Er spürte die beißende Kälte auf der Haut, die auch gegen seine Augen drang, so daß diese anfingen zu trünen.

Noch nie war ihm der Weg zur Kirche so lang vorgekommen. Zum Glück war sie nie verschlossen, auch in der Nacht nicht, und als Gomez sie erreicht hatte, stolperte er über die Stufen des Eingangsportals und fiel gegen die Tür.

Er atmete hechelnd, stemmte sich gegen die Klinke, drückte sie

nach unten, schob die Tür auf und betrat völlig erschöpft das Gotteshaus. Dessen Schweigen umfing ihn. Er kam sich schon als Störenfried vor, weil er so laut atmerte. In seinen Knien spürte er das Nachzittern, er fror und schwitzte gleichzeitig, kaum fand er Kraft, das Kreuzzeichen zu schlagen. Als er es dann endlich geschafft hatte, fühlte er sich plötzlich besser und wankte mit schwerfälligen Schritten auf den Mittelgang zwischen den beiden Sitzreihen zu. Es war die direkte Strecke zum Altar. In Frankreich gibt es viele prunkvolle Kirchen. Diese gehörte nicht dazu. Ein schlichtes Gotteshaus, mit einem ebenso schlichten Altar, auf dem noch Winterblumen standen.

Dahinter befand sich das Kreuz.

Ein großer Gegenstand aus Holz, ziemlich schwer, das wußte Pierre. Bei manchen Prozessionen hatte er es auf der Schulter getragen. Aber heute fühlte er sich so schwach.

Seine Lippen bewegten sich, als er auf das Kreuz zuschritt. Hechelnd und keuchend holte er Luft. Die Worte, die er ausstieß, glichen einem stotternden Gebet. Er wählte einige Worte, flehte um den Schutz des Herrgotts gegen die Mächte des Bösen.

Links passierte er den Altar und sah das Kreuz vor sich in die Höhe wachsen.

Es steckte in einer Halterung. Der waagerecht verlaufende Balken wirkte wie ein ausgebreiteter Arm, der den Menschen umfangen wollte, um ihn zu retten.

Aber Pierre umfing das Kreuz. Er brauchte Ruhe, auch wenn es ihm schwerfiel, die folgenden Sekunden durchzuhalten. Das Kreuz hielt er umklammert. »Gib mir die Kraft, bitte, gib mir die Kraft!« Dabei meinte er die körperliche und seelische.

Dann hob er das Kreuz in die Höhe. Er rüttelte daran, um es aus der Bodenhalterung zu kippen. Und es kippte weiter, aber Pierre hatte sich so hingestellt, daß es auf seine Schulter fallen konnte und dort

aufgehalten wurde.

Es war sehr schwer. Der Vergleich mit einem Baumstamm kam ihm in den Sinn, und fast wäre er in die Knie gesackt. Doch Pierre Gomez stemmte sich dagegen und drehte sich sogar. Jetzt stand er mit der Front zum Ausgang. Er legte einen Arm dorthin, wo sich die beiden Balken trafen, und begann mit seinem Rückmarsch.

Natürlich konnte er das schwere Kreuz nicht anheben, er schleifte es über den Boden.

Wieder einmal erlebte er die Schwere des Kreuzes. Und diesmal war es schlimmer als an den Karfreitagen, wo er das Kreuz schon geschleppt hatte. Damals war er nicht so erschöpft gewesen, heute hatte er das Gefühl, daß ihn die Kräfte jeden Augenblick verlassen würden und er zusammenbrach.

Das Wissen um die drohende Gefahr mobilisierte auch weitere Kräfte in ihm, und er gab nicht auf. Er mußte und wollte weitermachen. Niemand sollte ihm hinterher nachsagen können, versagt zu haben. Außerdem hatte er mit Jean einiges abgesprochen. Wenn der die Menschen gewarnt hatte, würde er zurückkehren und ihm helfen. So mußte es sein.

Die Hälfte der Strecke hatte er hinter sich gelassen, als er plötzlich Schritte hörte.

Nicht in der Kirche, draußen, und wenig später schon wurde die Tür geöffnet.

Im Gotteshaus brannten nur wenige Kerzen. Mehr Schatten als Licht war vorhanden, und die Männer, die in der offenen Kirchentür standen, bekamen zuerst einen Schreck, als sie den wuchtigen Schatten des Kreuzes sahen, der sich auf dem Kirchenboden und über den Bänken abzeichnete.

»Kommt, helft mir!« keuchte Pierre.

Jean war der erste. Zwei weitere Männer aus dem Dorf begleiteten ihn..

Sie unterstützten ihn bei seiner schweren Arbeit. Einer hatte die Tür festgeklemmt.

Zu dritt schafften sie es aus dem Gotteshaus hinaus in die eisige Kälte. Pierre Gomez wurde angesprochen. »Wir haben von Jean gehört, daß etwas auf uns zukommt. Die Templer sollen erwacht sein. Stimmt das?«

»Ja, verdammt.«

»Und?«

»Sie werden versuchen, uns zu töten. Deshalb müssen wir ihnen das Kreuz entgegenstemmen.«

»Und wo?«

»Auf der Straße.«

»Wieso...?«

»Fragt nicht mehr, macht weiter. Faßt mit an! Helft mir! Nur so haben wir eine Chance!«

Die Leute waren schnell überzeugt. Auch Jean tat das Seine. Er und Gomez gingen dicht hintereinander, sie konnten miteinander sprechen, ohne von den beiden anderen Helfern unbedingt gehört zu werden.

»Hast du die Leute gewarnt?« fragte Gomez.

»Ja.«

»Und?«

»Sie wollten mir erst nicht glauben, aber sie versprachen, in den Häusern zu bleiben.«

»Das ist gut.«

»Meinst du denn, daß dieses Kreuz die Templer wirklich stoppen kann? Ich finde, die sind furchtbar. Sie... sie lassen sich einfach nicht fertigmachen, glaube ich.«

»Wir werden es sehen, wenn sie hier sind.«

»Und wo willst du das Kreuz aufstellen?« fragte Jean.

»Auf dem Marktplatz. Das ist die Dorfmitte. Da steht es doch bei

jeder Prozession. Jeder, der in das Dorf kommt, wird auch den Marktplatz erreichen.«

Und die Männer erreichten ihn ebenfalls. Es war kein großer Platz, aber dort standen einige Bänke, es war auch noch eine Gaststätte vorhanden, drei kleine Läden, vor deren Schaufenstern und Türen jetzt schiefe Kolläden hingen.

Der alte Brunnen, in dem das Wasser sehr tief floß und der längst nicht mehr benutzt wurde, diente als zweite Stütze. Direkten Halt gab dem Kreuz das Gitter. Es stand immer am Brunnen, bei den großen Prozessionen hielt es jedesmal das Kreuz.

Die Männer waren mit ihrer Arbeit zufrieden. Sie schauten sich gegenseitig an, nickten sich zu, dann wurden ihre Blicke bang. Kamen sie oder kamen sie nicht?

Einer von ihnen rauchte. Er war noch jung, gerade mal achtzehn geworden, dafür aber schon sehr kräftig. »Ich habe vorhin einen Feuerschein gesehen«, erklärte er. »Weiß aber nicht genau, was gebrannt hat. Ich glaube, das muß ein Haus am Hang gewesen sein.«

»Du bist dir nicht sicher?« fragte Pierre Gomez.

»Nein.«

»Wenn es tatsächlich so ist, und daran glaube ich, dann haben die Templer schon ihre Spur gelegt.«

Die Männer schauten Gomez, den Sprecher, an. Der Polizist nickte. »Ja, sie sind unterwegs. Zurückgekehrt aus ihren verdammten Grüften und Gräbern, haben sie sich dem Teufel verschrieben, um uns anschließend zu töten.«

»Und das weißt du?«

»Ja, das weiß ich.«

»Aber gesehen hast du sie nicht?«

Jetzt mischte sich Jean ein. »Fragt nicht so dumm. Natürlich haben wir sie gesehen. Sie kamen den Berg hinab, und sie waren eingehüllt in einen roten Schein. Glaubt ihr Idioten denn, daß ich umsonst die

Häuser abgegrast habe, um die Menschen zu warnen? Das könnt ihr euch doch wohl nicht vorstellen — oder?«

»Wir glauben euch ja.«

»Dann seid auch ruhig.«

Die Männer schwiegen und warteten. Ein jeder von ihnen spürte die Furcht, nur wollte sie keiner offen zugeben, aber ihre Blicke sagten genug.

Sie schauten nach vorn in die Dunkelheit und auch dorthin, wo der Ausgang des Dorfes lag und die Templer auftauchen würden. Sie konnten auch zu den Hängen hochschauen, wo sie in der dort lastenden Dunkelheit einen tanzenden roten Fleck sahen.

»Das ist der Brand«, sagte der junge Mann.

Gomez konkretisierte. »Die Hütte der Familie Lapisse steht in Flammen. Großer Gott, sie werden...«

Keiner sprach mehr. Die Furcht wurde drückender. Das Dorf war leer. Die Menschen blieben tatsächlich in den Häusern, zeigten sich höchstens mal an den Fenstern, wo sie ihre blassen Gesichter gegen die Scheiben drückten.

Noch war nur das Feuer zu sehen, aber die Männer entdeckten ebenfalls die Lichter am Hang, die sich schnell bewegten, mal gut sichtbar waren, dann wieder verschwanden, erneut auftauchten und wenig später nicht mehr zu sehen waren.

»Das kann ein Auto sein«, flüsterte Jean.

Niemand widersprach. Gomez dachte weiter. »Sollte dieser Fremde vielleicht zum Schloß hochgefahren sein und jetzt zurückkommen?«

»Der hat doch Angst!«

»Nein, der nicht.«

Jean wollte es nicht wahrhaben. »Pierre, wir haben ihm deutlich gemacht, daß...«

»Sei ruhig, Mensch! Wenn er tatsächlich am Schloß war und dort

hineingegangen ist, müssen ihn die Templer nicht erwischt haben, sonst wäre er nicht auf dem Weg zum Dorf. Versteht ihr? Der hat seine Chance gehabt und sie auch genutzt.«

»Was hat das mit uns zu tun?«

»Weiß ich auch nicht. Es wird sich hoffentlich noch herausstellen. Vielleicht können wir auf einen starken Helfer rechnen.«

»Ich verlasse mich lieber darauf.« Jean deutete auf das Kreuz.

Ein Ausruf des Erschreckens stoppte den Dialog der beiden Männer. Der Jüngere von ihnen hatte ihn ausgestoßen. »Ich werde verrückt!« flüsterte er. »Da kommen welche.«

»Wo?«

»Auf der Straße. Die... sie müssen schon im Dorf sein!«

Auch die anderen drei sahen es jetzt. Und sie konnten es auch deutlich erkennen, denn aus der Finsternis kristallisierte sich ein roter, leuchtender Fleck hervor, der aussah wie dunkles Blut und trotzdem einen gewissen Schein verbreitete, der auch einige der heranreitenden Gestalten übergoß.

Als Anführer hockte eine Gestalt auf einem weißen Pferd. Sie trug eine glänzende Ritterrüstung und sah aus wie ein Wesen aus dem Mittelalter. Das Gesicht war nicht zu erkennen, denn das rote Licht leuchtete hinter dem ersten Reiter.

Es wurde von zwei weiteren Reitern getragen, so daß es die auf den Pferden sitzenden Gestalten überragte.

Hinter diesen beiden ritt noch jemand, und der Hufschlag der Tiere vereinigte sich zu einem hellen Klinnen, als sie über die gepflasterte Straße ritten.

Die vier Männer starrten ihnen entgegen. Der Jüngere unter ihnen schüttelte den Kopf. »Verdammt!« hauchte er, »die kommen genau auf uns zu. Das ist doch nicht zu fassen, das ist Wahnsinn, verrückt. Die... die machen doch vor nichts Halt. Sie werden uns...«

»Sei ruhig, Richard, sei ganz ruhig.« Gomez hatte gesprochen,

obwohl auch er vor Furcht zitterte.

Das Ziel der unheimlichen Reitergruppe war klar. Sie würden den Marktplatz erreichen und damit auch die vier Männer. Und sie brachten eine Figur mit, die in einem dunkelroten Schein leuchtete, der sie als Aura begleitete.

Je näher sie kamen, um so mehr verstärkte sich der Hufschlag. Er wurde zu einem Klinnen. Jeder Schlag kam den Männern vor wie ein Stück des Höllenrhythmus.

Noch stand das Kreuz.

Sie schauten es an, vertrauten ihm, aber die Templer schienen kein Furcht davor zu haben. Sie ritten geradewegs darauf zu.

»Sind sie nicht verflucht worden?« fragte Jean. »Waren es nicht abtrünnige Templer, die Hector de Valois aus seinem eigenen Schloß verjagt haben? Oder sehe ich das falsch?«

»Nein, das ist schon richtig.«

»Dann müßten sie doch vor dem Kreuz...«

Schwer legte Gomez seine Hand auf die Schulter des Sprechers.

»Ich glaube, Jean, du solltest jetzt schweigen.«

Er lachte krächzend. »Und statt dessen beten, was?«

»Auch, aber wir müssen uns zurückziehen. Wir haben keine Waffen, die gegen die Templer etwas ausrichten könnten.«

»Wohin denn?«

»Erst einmal bis in die nächste Gasse.«

Nach diesen Worten zuckten sie zusammen, weil ein donnerndes Geräusch über die Straße rollte. Es war das Echo eines Schusses. Da widersprach niemand.

»Aber wer hat geschossen?« fragte Richard.

Er erntete nicht einmal mehr Schulterzucken. Die Männer konzentrierten sich auf die Templer-Ritter.

Unbeirrbar ritten sie auf das Kreuz zu und hatten es plötzlich erreicht. Etwa eine Pferdelänge vor diesem wuchtig in die Höhe

ragenden Gegenstand hielt die Gruppe an. Der erste Reiter drehte sein Pferd zur Seite, er schuf Platz für die anderen, hob sein Schwert, und das war das Zeichen für die beiden Reiter, die Statue, die sie bisher gehalten hatten, abzusetzen. Gleichzeitig stiegen sie auch von ihren Gäulen, hielten die Statue aber fest.

Die vier Männer hatten eine relativ gute Deckung gefunden. Sie standen innerhalb einer Gasse und schauten zum Kreuz und damit auch zum Brunnen hin. Noch wußte niemand von ihnen, was die Templer vorhatten, welche Blasphemie ihnen einfallen würde, aber sie erlebten es in den folgenden Minuten, denn die Statue konnten sie zum erstenmal aus einer relativen Nähe betrachten.

Aus dem ziemlich runden Schädel, an dessen Kinn ein langer Bart wuchs, ragten zwei schwarze, gebogene Hörner in die Höhe. Zwei künstliche Augen verteilten ihr rotes Licht. Zwischendurch schimmerten sie in allen Farben des Spektrums.

»Das ist der Teufel!« hauchte Richard. »Ja, das muß er einfach sein. Sie huldigen hier dem Satan. O nein...« Er schüttelte den Kopf und bekreuzigte sich.

Die anderen dachten ähnlich, nur sprachen sie nicht darüber und beobachteten weiter.

Da große Kreuz störte die Templer nicht. Die beiden mit der Statue trugen dieses schreckliche Bildnis bis dicht an das Kreuz heran, so daß sich beide berühren konnten.

Und dann sangen sie.

Aus vier Mäulern dröhnte ein furchtbarer Singsang über die Straße. Schrill, jaulend und disharmonisch. Längst hatten sich die Zuschauer und jetzt auch Zuhörer an das schreckliche Aussehen gewöhnt. Dieser Gesang jagte ihnen mehr Furcht ein, als die bleichen Skelett-Fratzen unter den Helmen, und sie hielten sich irgendwann einmal die Ohren zu. Im Dorf war es bis jetzt ruhig gewesen. Nun aber hallte der schaurige Choral über den Marktplatz und drang auch ein

in die Mündungen der schmalen Gassen, füllte sie aus, wurde weitergetragen, bis er die Hänge der Berge erreichte und dort als Loblied auf die Hölle verklang. Hier kämpfte Gut gegen Böse, und es war nicht klar, wer den Kampf gewinnen würde.

Noch tat sich nichts.

Das Kreuz stand fest auf dem Boden, aber ebenso die Figur des Teufels oder Satans.

Beide waren eine Verbindung eingegangen, doch der Singsang wurde nicht umsonst abgegeben. Er steigerte sich nicht nur, er sorgte auch dafür, das Kräfte frei wurden, denen das Kreuz nichts mehr entgegenzusetzen hatte. Die Zuschauer bekamen fast einen Herzschlag, als sie das Furchtbare sahen.

Von der Figur ging das Grauen aus. Aus den gefährlich funkeln den Augen schossen plötzlich Blitze, und sie drangen in das Holz des Kreuzes ein, um dort mit ihrer zerstörerischen Arbeit zu beginnen. Das Holz knallte.

Risse entstanden, es zitterte, aber es kippte nicht. Dafür entstand an seiner tiefsten Stelle ein flackerndes rotes Leuchten, aus dessen Zentrum ein Fauchen ertönte und im nächsten Moment eine lange Flamme am Holz emporleckte.

Gleichzeitig verstummte der Gesang.

Das Kreuz brannte lichterloh, die Templer und deren schreckliche Magie hatten gesiegt, und sie kosteten diesen Sieg mit höllischen Lachsalven aus...

Der Wagen wurde schnell!

Ich drückte das Gaspedal durch, war voll konzentriert und hatte das Gefühl, Feuer in den Augen zu spüren, so sehr »brannte« mein Blick. Ich mußte es schaffen!

Auch der Mann hatte mich gesehen.

Er wurde von seiner eigentlichen Aufgabe abgelenkt, schaute in

meine Richtung, wurde aber vom Fernlicht geblendet.

Ich sah, wie er einen Arm hochriß, um seine Augen zu schützen. Das war natürlich schlecht, denn in diesem Augenblick mußte ich ihn als Wehrlosen ansehen, eine sehr leichte Beute für die Templer. Sie ritten zwar auf einer Straße, aber nicht so dicht zusammen, als daß ich sie beide hätte mit einem einzigen Rammstoß erwischen können. Für einen von ihnen mußte ich mich entscheiden.

Es war der linke.

Er hatte sein Pferd bereits so gedreht, daß er in einem schrägen Winkel auf den Mann zureiten konnte. Auch der rechte Arm mit der langen, aus der Hand »wachsenden« Klinge befand sich bereits in Schulter-und Schlaghöhe. Ich war heran.

Voll rammte ich gegen den Gaul. Gleichzeitig trat ich auf die Bremse, und in den folgenden Sekunden erlebte ich einen heißen, actionerfüllten Traum.

Der Wucht dieses Rammstoßes hatte auch der Templer nichts mehr entgegenzusetzen. Das Pferd wurde getroffen, nach vorn geschleudert, mit ihm auch der Reiter, den es aus dem Sattel hob, und ich vernahm gleichzeitig das Knirschen und Splittern.

Das Blech verbog sich, auch das Glas der Scheinwerfer platzte. Ich selbst wurde nach vorn geschleudert, vom Gurt aber gehalten, der Wagen rutschte weiter und kam vom Weg ab.

Zwei Schläge erschütterten ihn und mich in meinem Gurt. Zum einen rammte ich einen Baumstamm, zum anderen fuhr ich in ein Schlagloch, in dem das linke Vorderrad steckenblieb und ich nicht mehr weiterkam. Das wollte ich auch nicht.

Ohne Gurt hätte ich die Aktion nicht durchführen können. Was nun folgte, geschah automatisch. Ich schnallte mich los, warf die Tür auf, an der sich zum Glück nichts verbogen hatte, und drehte mich aus dem ziemlich demolierten Gefährt.

Was ich noch in der Bewegung entdeckte, wollte ich nicht gerade

als ermutigend bezeichnen.

Einen der Templer hatte mein Rammstoß vom Pferderücken geschleudert.

Er hatte sich dann mehrmals überschlagen und kam nur mit Mühe auf die Beine, weil er von seiner Rüstung zu sehr behindert wurde. Ich erschrak, als Schüsse aufpeitschten.

Der mir unbekannte Mann hatte sich wieder gefangen. Er ging rückwärts und schoß wie ein Westernheld mit dem Gewehr aus der Hüfte. Das mußte er tun, denn der zweite Templer verfolgte ihn. Mit steifen Bewegungen schritt er auf den Mann zu, der sich nicht anders zu helfen wußte, als nur zu feuern.

Er traf, schoß daneben, traf wieder. Querschläger jaulten gefährlich durch die Gegend. Sie konnten auch den Mann mit dem Gewehr und mich erwischen, deshalb schrie ich in das Echo der Schüsse hinein:

»Hören Sie auf zu schießen!«

Er hörte mich, starrte mich an, und ich wiederholte meine Aufforderung. Da erst ließ er das Gewehr sinken.

Ich startete. Für mich war das Skelett in der Ritterrüstung sehr wichtig, aber auch gefährlich. Wenn mich ein Schwerthieb zentral erwischte, war es aus.

Der Templer hatte mich als neuen Feind ausgemacht. Als ich startete, drehte er sich. Mit ihm auch das Schwert und der ausgestreckte Arm, so daß mir die Klinge verdammt nahe kam und mich fast noch gestreift hätte. Für den Bruchteil einer Sekunde sah ich unter dem Helm die häßliche Fratze aus Knochen.

In sie wollte ich hineinschießen.

Aber die kam nicht zur Ruhe, denn der Templer stieß wieder zu. Dabei hörte ich das Knirschen der Rüstung, und zum Glück behinderte ihn diese Panzerung auch, denn er war relativ langsam, so daß ich ausweichen konnte. Dann griff ich an.

Der dritte Schwerthieb konnte mir ebenfalls nichts anhaben, aber

ich kam durch und feuerte.

Volltreffer.

Direkt unter den Rand des Helms drang die Kugel in die bleiche Knochenfratze. Splitter flogen mir entgegen und auch noch in den Helm hinein. Das Gebein war plötzlich verschwunden, ich starrte in eine Leere, und dann kippte die Gestalt zurück.

Starr fiel sie auf den Rücken, ohne sich noch zu rühren. Dieses Wesen würde nie mehr aufstehen.

Da war noch der zweite.

Und er ritt heran.

Sein klimmender Trab warnte mich. Im Rücken hörte ich ihn, drehte mich herum und sah, wie er einen Bogen schlug, die Straße verließ und auf dem rutschigen Kiesuntergrund einen Bogen schlug, um wieder in meine Richtung zu kommen.

»Hol ihn vom Gaul!« schrie der Mann mit dem Gewehr, der schräg hinter mir stand und den Kampf fiebernd beobachtete.

Wenn das nur so einfach gewesen wäre. Der Templer hockte auf der alten Mähre und bewegte sich heftig. Es war nur das Knochengesicht als Ziel vorhanden, als einfach zu kleines Ziel, wie ich leider feststellen mußte. Die Rüstung würde alle anderen Kugeln abhalten. Mit dem Schwert wollte er mich erstechen und gleichzeitig noch niederreiten. Durch rasche Sprünge entkam ich ihm und lief auch von der Straße weg, und zwar dorthin, wo mein Leihwagen stand. Mir war eine wahnsinnige, verrückte Idee gekommen. Aber gerade sind es diese Einfälle, die oft Erfolge zeigten, und ich mußte es einfach versuchen. Hoffentlich war ich schneller als der Templer, nur machte mir der Boden einen leichten Strich durch die Rechnung, weil er einfach zu glatt war und ich leicht ausrutschen konnte.

Bei meiner Rettungsaktion hatte ich den Wagen gegen einen Baum gesetzt. Es war der einzige weit und breit, ansonsten lief ich durch hartes Wintergras und Unterholz. Der Baum war schief und krumm

gewachsen, wie auch seine knorriegen Äste und Zweige, die nach unten hingen oder in die Höhe stachen.

Hinter mir ritt der Templer. Die Hufe seines Gauls schlügen auf den weichen Boden, ich vernahm auch den Warnschrei des Zuschauers und wurde noch schneller.

Dann mein Sprung, mit dem ich mich auf den Kofferraum des BMW rettete. Das Metall war feucht, ich rutschte zum Glück nicht aus, und ein zweiter Schritt brachte mich auf das Dach, wobei ich mich sofort ducken mußte, sonst wären mir Zweige gegen das Gesicht geschlagen. So geduckt drehte ich mich auch herum.

Der untote Templer schlug zu. Sein langes Schwert aber traf nicht mich, dafür das Blech des Kofferraums. Der Treffer hinterließ eine lange Schramme, was bei diesem demolierten Wagen ziemlich egal war und nicht mehr ins Gewicht fiel.

Ich hatte mich gedreht.

Mein Gegner ritt um den BMW herum. Das mußte er machen, um mich erwischen zu können, auch er bekam Schwierigkeiten mit den Ästen und Zweigen, mußte sich unter ihnen hinwegducken und verlor so die volle Konzentration.

Das hatte ich gewollt, denn nun konnte ich meinen eigentlichen Plan in die Tat umsetzen.

Der Templer mußte vom Pferd.

Dafür sorgte ich mit einem Sprung. Es hätte schiefgehen können, aber daran dachte ich in diesem Augenblick nicht, als ich mich abstieß und mit den Füßen zuerst gegen seine rechte Seite stieß, noch über die Schwertklinge hinweg.

Die Rüstung war verdammt hart und widerstandsfähig, das spürte ich deutlich, aber ich brachte die Gestalt ins Wanken. Sie konnte sich nicht mehr fangen, fiel zu Boden, ich tickte noch auf den Pferderücken, rutschte auch von ihm ab und landete fast neben ihm. Ich blieb eiskalt.

Und dann schoß ich.

Er lag auf dem Rücken, brachte den rechten Schwertarm in die Höhe und mußte meine Kugel voll nehmen, deren Aufschlagwucht sein verdammtes Knochengesicht zerstörte, so daß die Splitter wieder nach innen in den Helm flogen.

Auch der zweite war erledigt.

Ich blieb einige Sekunden stehen und mußte erst einmal zu Atem kommen. Das lag hinter mir, und in meinem Innern wuchs die Vermutung zur Gewißheit, daß die untoten Templer doch nicht unbesiegbar waren. Man konnte diese Reiter als Mitläufer bezeichnen, den Comte de Melville hatte ich leider nicht erwischt.

Ich steckte die Waffe weg und ging wieder zur Straße. Dort erwarteten mich zwei Personen. Zu dem Mann hatte sich noch eine Frau gesellt, die dorthin schaute, wo ich das Feuer gesehen hatte.

Als ich die Straße überquerte, hörte ich ihre jammernden Worte.

»Sie haben unser Haus angezündet. Sie haben...«

»Sei ruhig, Eva, sei ruhig. Wir leben, das ist viel wichtiger.«

»Ja, das meine ich auch«, sagte ich.

Beide hoben den Blick und sahen mich an. Ich las Dankbarkeit in ihren Augen, und das Lächeln auf ihren Lippen wirkte verkrampft. Mit meinem Namen konnten sie nichts anfangen, ich mit dem ihren auch nicht, aber ich wurde danach gefragt, wie es überhaupt möglich war, daß meine Kugeln diese Gestalten vernichten konnten.

»Vielleicht erzähle ich Ihnen davon.« Ich deutete auf eine der beiden Rüstungen. »Die Typen waren nicht allein. Ich habe sechs gezählt. Wo sind die restlichen vier?«

Eva antwortete mir. »Sie sind in den Ort geritten, und sie tragen eine Figur bei sich.«

»Diesen Teufel?«

»Ja.« Die Antwort klang überrascht. »Kennen Sie ihn?«

»Ich war oben im Schloß und habe sie in einer großen Gruft sitzen

sehen. Das ist jetzt nicht wichtig. Ich werde in den Ort gehen.«

»Und dann?« fragte René.

»Mal schauen. Sie bleiben auf jeden Fall hier. Vielleicht können Sie noch Decken aus dem Haus holen, in die Sie sich einwickeln, sonst holen Sie sich den Tod.«

Mit diesen letzten Worten drehte ich mich um und ging davon, begleitet von den Blicken, Gebeten und Wünschen des mir nachschauenden Ehepaars.

»Das Kreuz brennt!« ächzte der junge Richard. »Großer Himmel, er hat es angezündet. Das Böse ist Sieger geblieben, die Hölle hat gewonnen!«

Niemand widersprach dem jungen Mann. Die drei Männer waren ebenfalls entsetzt und schauten auf die schaurige Szene, die soviel Licht abgab, daß auch die vier Reiter beleuchtet wurden. Im Widerschein der Flammen wirkten sie noch schauriger. Das Muster aus rotem Licht und düsteren Schatten tanzte über die Rüstungen und die Knochenschädel.

Die Reiter bewegten sich kaum von der Stelle. Hin und wieder tänzelte ein Pferd oder scharrte mit dem Huf, das war auch alles. Die Plätze aber hielten sie ein.

Als Templer genossen sie den Triumph des Bösen über das Gute. Was konnte es Schöneres für sie geben, als das Kreuz brennen zu sehen? Dieses Zeichen, dem sie einst einmal gedient hatten, unter dem sie in das Heilige Land gezogen waren, um es von den Ungläubigen zu befreien, und dem sie schließlich den Rücken kehrten, weil sie in der Macht der Hölle ihre eigentlichen Chancen sahen.

Sehr hoch schlugen die Flammen. Längst hatten sie die Spitze des Kreuzes erreicht und auch den waagerecht verlaufenden Balken erfaßt. Sie umtänzelten und umzuckten das Holz, griffen wie lange,

dünne Finger weiter, kamen wieder zurück, schlügen höher und trafen sich über der Spitze des senkrechten Balkens.

Aber das Kreuz brach nicht.

Es stand als Flammenfanal inmitten des einsamen Bergdorfes und erzählte von der Macht des Bösen.

So hatten es die Templer gewollt.

Brennen sollte nicht allein das Kreuz, brennen sollte auch das Land. Die nötige Kraft gab ihnen die Figur des Baphometh, eine uralte Inkarnation des Bösen.

Auch die Figur war aus der Finsternis gerissen worden. Die Augen leuchteten wild, ständig wechselten die Farben. Mal rot, dann violett, wieder grün oder blau.

Facettenartig schoben sich die Farben übereinander, wobei immer wieder das Rot, ein Signal des Feuers, überwog.

Allmählich hatten sich die vier Männer von ihrem Schrecken erholt. Sie begannen nachzudenken, und es war Jean, der die erste Frage stellte.

»Was können die vorhaben?«

Pierre Gomez lachte. »Das ist einfach. So wie das Kreuz brennt, soll auch alles andere in Flammen stehen. Sie werden rauben, morden und plündern...«

»Denkst du an das Dorf?«

»Leider.«

»Mann, das wäre schlimm!« hauchte Richard.

»Da kann ich dir nicht widersprechen.«

»Das würde Tote geben!« flüsterte Jean. »Wer kann sie schon aufhalten, wenn es das Kreuz nicht schafft?«

Auf diese Frage wußte keiner der Männer eine Antwort. Keiner traute sich, etwas zu unternehmen, die alten Templer waren ihnen in allen Belangen überlegen.

Noch brannte das Kreuz, aber das Feuer strahlte keine Hitze ab.

Die Männer hätten es spüren müssen, doch weder Wärme noch Rauch wehte ihnen entgegen.

Ein kaltes Feuer.

Höllenfeuer, wie Pierre dachte, es aber nicht aussprach, denn in die Reiter geriet plötzlich Bewegung, so daß die Männer von ihren Gedanken abgelenkt wurden.

Das Zeichen hatte der Anführer mit dem Schild gegeben. Er war vorgeritten, saß aufrecht auf dem Pferderücken und drückte sein Schwert in vier verschiedene Richtungen.

»Was soll das bedeuten?« fragte Richard.

»Werden wir gleich wissen.« Pierre drängte sich vor und verließ die Deckung. Für einen Moment fürchtete er sich davor, aber die Reiter nahmen von ihm keine Notiz. Sie hatten die Befehle ihres Anführers verstanden und ritten an.

Steif saßen sie auf ihren Gäulen, und trotzdem wirkten sie so, als wären sie perfekt.

In verschiedenen Richtungen trabten sie davon. Dabei ritten sie auf die in der Nähe liegenden Häuser zu, und plötzlich wußten die vier Männer, was sie vorhatten.

Sie würden die Menschen aus den Häusern holen und sie vernichten. Keiner sprach es aus, jeder dachte daran, Richard begann zu weinen, während Gomez vor Wut die Hände ballte. »Ich werde etwas tun!« keuchte er. »Ich werde etwas tun!«

»Und was?«

»Das könnt ihr gleich sehen!«

Bei Pierre Gomez, dem Polizisten, war irgend etwas gerissen. Er hatte seine Angst überwunden und ging auf das Flammenkreuz zu. Eine einsame Gestalt, die noch von der Dunkelheit umflort wurde, aber sehr bald in den Bereich aus düsterem Licht und Schatten geriet, so daß sie fast zu einem geisterhaften Wesen wurde.

Die vier Reiter hatten sich vom Zentrum entfernt. Die Figur stand

jetzt allein da, während die Templer sich an den ersten Häusern zu schaffen machten, an den Fronten entlangritten und mit ihren Schwestern die Scheiben der Fenster einschlugen.

Das Klarren hallte durch das leere nächtliche Dorf. Auch Schreie folgten. Kinder waren aus dem Schlaf gerissen worden, mußten von ihren Eltern beruhigt werden, die selbst fast an ihrer eigenen Angst erstickten. Die Templer verbreiteten das Grauen, und sie zogen die Schlinge immer enger.

Das wußte auch Gomez.

Er hatte sich entschlossen, es für die andern zu versuchen. Dabei wußte er genau, wie schwach er war. Noch nie war ein Mensch gegen die Hölle angekommen, aber Ausnahmen gab es überall, und er hoffte, eine diese Ausnahmen werden zu können.

Das Klarren der Scheiben, die dumpfen Schläge gegen die Hauswände und das Schreien der Menschen störten ihn zwar, aber er kümmerte sich nicht darum. Auch der Ruf seiner Freunde konnte ihn nicht aufhalten, denn die Männer hatten gemeinsam geschrien.

»Komm zurück, Pierre. Komm zurück! Du begibst dich in Gefahr! Dein Leben ist nichts mehr wert, wenn du so weitermachst. Bitte...«

Die Worte waren vergeblich ausgesprochen. Pierre Gomez hatte sich einmal entschieden, dabei blieb er.

Auch als er dicht am Kreuz vorbeiging, traf ihn keine Wärme. Er sah die Flammen kaum an, hatte nur die Augen wegen der Blendung ein wenig verengt und bückte sich nach der Figur.

Zum erstenmal sah er sie aus der Nähe. Pierre erschrak über ihre Häßlichkeit. Sie war einfach widerlich, auch wenn sie ein menschliches Aussehen besaß, bis auf die beiden Hörner, die an den Teufel erinnerten.

Er hatte noch nie etwas von Baphometh gehört, für ihn war die Figur einfach ein Zerrbild des Bösen, das er, wenn es eben ging, vernichten mußte.

Mit steifen Schritten und unbeweglichem Gesicht ging er um das aufgestellte brennende Kreuz herum. Er spürte nicht mehr die Kälte der Nacht, er fühlte überhaupt nichts und kam sich auch nicht heldenhaft vor. Er mußte nur etwas tun.

Als er redete, sollten die Worte eigentlich der Figur gelten, aber er sprach sie auch für sich aus. »Du sollst keine Menschenopfer bekommen. Das Böse darf nicht siegen, das Gute muß überleben, und dafür werde ich sorgen.«

Er streckte seine Arme aus, blickte starr in die farbigen Karfunkel-Augen der Gestalt, fühlte seine innere Stärke und griff hart und plötzlich zu. Mit beiden Händen umklammerte er Baphomeths geschwungene Hörner. Er wollte das Abbild in die Höhe reißen und es dann wegschleudern, zu Boden werfen, damit es zerkrachte, und er setzte seine gesamte Kraft ein, um dies zu schaffen.

Es gelang nicht.

Dafür reagierte Baphometh. Zum erstenmal erlebte Pierre Gomez die Kraft einer für ihn unfaßbaren Magie. Er hatte das Gefühl, als würden Stromschläge durch seinen Körper zucken.

Sie begannen in den Händen, trieben in die Arme hinein, erfaßten seine gesamte Gestalt, und das Blut wurde so heiß, als würde es kochen. Pierre riß den Mund auf. Es drangen keine Flammen aus ihm hervor, wie er geglaubt hatte, sondern ein fürchterlicher Schrei, der über das gesamte Dorf hallte und erst an den Hängen als Echo gebrochen wurde. So hatte man hier noch keinen Menschen schreien gehört, aber Pierre konnte nicht anders, denn Baphometh sprang mit ihm um, als wäre er eine Strohpuppe.

Eine für ihn nicht faßbare Kraft packte ihn und drückte ihn gleichzeitig in die Höhe. Sosehr sich der Polizist auch dagegen anstremmte, er kam nicht weg, im Gegenteil, Pierre hob vom Boden ab und wurde wie ein Stein in die Luft geschleudert.

Als dunkler Schatten jagte er hinein in den noch finsternen Himmel.

Er verließ den Lichtschein des Feuers, die gesamte Weite des Himmels öffnete sich ihm, und bevor er ganz verschwinden konnte, stand er plötzlich als brennender Mensch vor der blauen Finsternis. Baphometh hatte gesiegt.

Seine Kraft hatte Pierre nicht nur in die Höhe geschleudert, sondern auch dafür gesorgt, daß er verbrannte.

Es kam auch etwas zurück.

Die drei Freunde des Polizisten, die seinen Tod, in Angst erstarrt, hatten mitansehen müssen, erkannten plötzlich, daß aus der Luft etwas in den Widerschein des Feuers hineinregnete.

Asche...

Reste eines Freundes...

Richard konnte nicht hinschauen. Er schluckte, hatte sein Gesicht in beide Hände vergraben und sich abgewandt.

Auch die anderen beiden waren entsetzt, während die Templer schon dabei waren, die ersten Menschen aus den Häusern am Marktplatz zu holen. Die große Abrechnung sollte beginnen...

Ich keuchte vom langen Laufen.

In der Dunkelheit täuschen Entfernung, auch ich hatte mich vertan und war noch weiter vom Dorfbeginn entfernt, als ich angenommen hatte. So mußte ich die lange Strecke zurücklaufen.

Längst hatte ich das Feuer im Dorf gesehen. Einen nur schwachen Widerschein, der gegen den düsteren Himmel fuhr, wobei ich aber nicht wußte, was wirklich geschehen war und dort brannte. Dann hörte ich den Schrei.

Obwohl ich das Dorf noch nicht erreicht hatte, hallte er mir entgegen. Ein furchtbares Geräusch. So markenschüttend brüllte nur ein Mensch in Todesangst, ich zitterte innerlich, blieb keuchend stehen, lief weiter und merkte auch, daß mir die Beine allmählich schwerer wurden. Natürlich durfte ich alles, nur eines nicht —

aufgeben!

Das tat ich auch nicht.

Minuten später aber konnte ich in das Dorf schauen, sah auch den Marktplatz, damit das brennende Kreuz und auch den menschlichen Umriß, der vor ihm in die Höhe schoß.

Ich begriff die Zusammenhänge nicht, sah dann die Flamme in der Luft und bekam mit, wie der Mensch verbrannte.

Nun wußte ich genau, welches Grauen mich in diesem Ort erwartete. Und ich war ganz allein. Kein Suko, kein Bill Conolly, auch nicht Myxin oder Kara, die mich unterstützten. Wie Vorjahren, als ich mit meiner Arbeit begann, so kam ich mir diesmal vor.

Und die Templer hielten den Ort besetzt. Ich sah sie, wie sie an den in der Nähe liegenden Häusern entlangritten und mit ihren Schwertern gegen Mauern und Fenster schlugen.

Wenn die Scheiben zerbrachen, schwang das Klinnen über den Platz. Anders war es bei den Mauern. Das Gestein hielt den Schlägen stand, es gab nur Kratzer oder lange Kerben.

Doch die Menschen waren erschreckt worden. Sie hatten sich bisher in den Häusern verborgen gehalten, das nutzte ihnen nichts mehr, denn die Templer schlugen auch die Türen ein. Wenn die Verhältnisse es zuließen, ritten sie sogar in die Flure der Häuser, jagten deren Bewohner und schleiften sie hervor, wenn sie sie zu fassen bekamen. Ich hörte die Schreie der Verzweifelten, war aber noch zu weit entfernt, um helfen zu können.

Verdammter verloren kam ich mir vor. Daß der Fall eine solche Wendung nehmen würde, damit hätte ich nie gerechnet. Begonnen hatte er in Jerusalem, ich hatte gedacht, mehr über Hector de Valois zu erfahren, das war mir nicht gelungen, statt dessen sah ich mich gezwungen, seine Feinde zu stoppen.

Wären nicht die Straßenlaternen gewesen, ich wäre mir vorgekommen wie im Mittelalter, denn auch hier wurden die

Menschen, wie es damals die Landsknechte taten, aus den Häusern hinaus auf die Straßen und Plätze getrieben.

Die Häscher gingen gnadenlos und brutal vor, aber sie töteten noch nicht, das war ein großer Vorteil. Wen sie sich holten, den schleiften sie dorthin, wo das Zeichen ihres Sieges stand — das brennende Kreuz!

Mich hatten sie noch nicht entdeckt. Ich wollte auch, daß es so blieb und verhielt mich dementsprechend vorsichtig. Sosehr die Menschen auch litten, es hätte keinen Sinn gehabt, ihnen jetzt beizustehen. Ich hätte mich nur verzettelt. Es war besser, wenn ich wartete, bis sie alle zusammen waren.

Wer nicht spürte, wurde von den Templern geschlagen. Dies geschah mit der flachen Seite der Schwertklingen, so daß keine größeren Wunden zurückblieben oder schwere Verletzungen entstanden. Ich hatte eine kleine Gasse gefunden, in die ich mich hineindrückte. Sie bot mir auch den nötigen Schutz, denn sie war so schmal, daß ich beim Durchqueren fast mit den Schultern an den Hauswänden entlangstreifte. Bis zu ihrem Ende lief ich die Gasse durch und sah einen schmalen Weg vor mir, der an einer Seite von einem alten Lattenzaun begrenzt wurde. Dahinter lag eine Wiese, bevor ich wieder den Schatten eines Hauses sah und auch die Gestalten davor.

Bis hierher waren die Templer noch nicht gekommen, aber längst hatte sich herumgesprochen, was auf dem Marktplatz vorging. Bewaffnete Männer kamen mir entgegen, entdeckten mich und bedrohten mich mit ihren Gewehren.

Ich redete die Leute flüstend, aber scharf an. »Macht um Himmels willen keinen Unsinn! Die Sache auf dem Marktplatz ist eine Nummer zu hoch für euch. Ich werde das erledigen.«

Ein hochgewachsener Vollbartträger sprach mich an. »Was ist denn geschehen? Wir haben die Schreie gehört, auch ferne Schüsse.

Vorher wurden wir gewarnt, in den Häusern zu bleiben. Sind wirklich die verfluchten Templer gekommen?«

»Leider.«

Der Mann schluckte. Andere bekreuzigten sich. »Und Sie wollen die Toten stoppen?«

»Ich versuche es. Bei zweien von ihnen ist es mir bereits gelungen. Jetzt sind noch vier da. Tun Sie mir einen Gefallen. Sagen Sie jedem Bescheid, den Sie erwischen können, sich nicht auf dem Marktplatz sehen zu lassen. Alles klar?«

»Natürlich.« Er streckte mir seine freie Hand entgegen. »Ich vertraue Ihnen!«

Ich schlug ein. »Danke.«

Danach ging ich wieder. Einen Bogen mußte ich schlagen, um den Marktplatz zu erreichen. Noch bevor ich ihn sah, hörte ich den Lärm. Es waren zumeist Rufe des Entsetzens, schrille Schreie, zwischen die Hufschlag der Templer-Gäule klang. Über einen mit hochstehenden Steinen gepflasterten Weg lief ich, wurde von einem Hund überholt, der viel schneller war als ich und laut bellend auf den Platz rannte.

Er war wie von Sinnen, erreichte einen der Reiter und sprang an dessen Pferd hoch.

Der Templer reagierte schnell und brutal. Ich kam soeben zurecht, um sehen zu können, wie er sein Schwert in den Hundekörper stach, das Tier und die Waffe anhob und beides weit von sich schleuderte. Der Kadaver überschlug sich einige Male in der Luft, bevor er auf den Boden klatschte und liegenblieb.

Wenn es auch nur ein Tier war, ich sah es auch als Opfer der Templer an.

Das Kreuz loderte nach wie vor. Es hätte längst verbrannt sein müssen, da es aus Holz bestand. Daß dies nicht der Fall war, ließ auf einen anderen Ursprung des Feuers schließen. Für mich waren es

Flammen aus der tiefsten Hölle, ein kaltes Feuer, trotzdem magisch geladen. Das brennende Kreuz war so etwas wie ein Symbol, daß in diesem Ort das Böse über das Gute gesiegt hatte. Es geschah nur selten, daß die Hölle das Kreuz besiegte. Das wiederum beunruhigte mich. Die vier untoten Templer hatten die Leute um das Flammenkreuz getrieben. Dort waren die Männer, Frauen und Kinder versammelt. Vielleicht zwanzig Personen, die sich ängstlich duckten. Ein Bild des Schauders, ein Zeichen der Angst, und die Templer sorgten dafür, daß niemand entwischen konnte, denn sie umritten sowohl die Gruppe der Menschen als auch das Kreuz.

Damit hatten sie alles unter Kontrolle.

Wer es dennoch versuchte, bekam ihre Schwerter zu spüren. Sie schlugen mit den flachen Seiten. Dabei war es den alten untoten Modergestalten egal, ob sie Frauen oder Kinder trafen. Keiner sollte ausbrechen.

Noch immer befand ich mich in einer guten Position. Der Widerschein des Flammenkreuzes reichte nicht bis zu mir, zudem verhinderte ich ebenfalls das Licht der beiden am Rand des Marktplatzes stehenden Laternen.

Was mußte ich tun?

Klar, es lag auf der Hand. Die verdammten Templer mußten ausgeschaltet werden. Das allerdings würde schwierig werden, denn ich wollte es schaffen, ohne die Geiseln in Gefahr zu bringen. Vielleicht war schon viel geholfen, wenn ich den Anführer erwischt. Nur wie?

Manchmal stellte das Schicksal seine Weichen positiv. In diesem Fall hatte ich das Glück, denn nicht weit entfernt sah ich ein niedriges Haus, das schief gebaut war, ein flaches Dach besaß, und mich dazu einlud, es zu erklettern.

Ich benötigte nicht einmal eine Leiter. Mit einem Sprung erreichte ich die am Rand vorstehende Dachpappe, zog mich hoch, das Zeug

bog sich, bekam leider Risse, aber es brach nicht, so daß es mir gelang, mich auf das Dach zu schwingen.

Dort blieb ich flach liegen. Wie ein Rekrut robbte ich bis zu seiner Längstseite vor und hob behutsam den Kopf, als ich mein Ziel erreicht hatte. Ich schaute nicht nur über den Dachrand hinweg, sondern auch über den Marktplatz und sah das Kreuz überdeutlich. Zudem befand ich mich höher als die Templer mit ihren Gefangenen.

Comte de Melville war der Anführer und auch der Feind Hector de Valois gewesen. Ihn hatte ich mir als ersten ausgesucht, und ich zog vorsichtig meinen Bumerang aus dem Gürtel, den ich nach dessen ersten Einsatz in diesem Fall wieder an mich genommen hatte.

Er war gut auszumachen, da er als einziger der vier Reiter einen Schild trug. Zum Glück hielt er ihn vor seiner Brust, der Kopf lag frei. Wie auch die anderen Templer rührte er sich nicht. Sie saßen wie festgegossen auf den Rücken ihrer Gäule und starrten die Menschen an, die sich angstvoll zusammengedrängt hatten und vor Entsetzen schwiegen.

Eine gespannte, gefährliche und unheilige Ruhe lag über dem Marktplatz des Pyrenäendorfes.

Sehr vorsichtig richtete ich mich auf. Zuerst kam ich auf die Knie, drückte weiter und blieb dann geduckt stehen. In der rechten Hand lag die silberne Banane.

Sie war eine besondere Waffe, entstanden aus den letzten Seiten des Buchs der grausamen Träume. Ich ging davon aus, daß sie, wenn sie richtig traf, auch die schützende Rüstung durchsägen würde. Ich übte noch, schwang den Arm zurück, dann wieder vor, hielt den Bumerang aber fest.

Ja, er lag gut und sicher in meiner Hand.

Ein Bein setzte ich zurück. Jetzt hatte ich genau die Haltung erreicht, die ich haben mußte, um erfolgreich zu werfen. Nicht einmal fünf Sekunden waren seit meinem Aufstehen vergangen, und

der Comte de Melville hatte sich noch nicht gerührt.

Mein Glück...

Noch einmal holte ich aus und schleuderte die Waffe in Richtung Ziel. Ich beobachtete den Flug und sprang dann in die Tiefe...

Sehr hart kam ich auf. Dieses Geräusch und ein anderes, ein helles, klierrendes unterbrach die Stille auf dem Marktplatz. Der letzte Laut stammte von meinem Volltreffer.

Ich sah den Erfolg, als ich auf den Templer schaute, der plötzlich einen breiten, vorstehenden Kragen besaß. Nur war es kein Schutz, sondern der Bumerang, der sich in das schützende Metall der Rüstung regelrecht hineingesägt hatte und dabei war, seine Kraft auch noch weiterhin zu entfalten.

Er schlug den Schädel ab.

Alle sahen es, wie der Skelettkopf mit dem Helm kippte und vor die Füße der entsetzten Geiseln fiel, wo er langsam ausrollte. Auch ich hatte dies noch mitbekommen.

Auf dem Tier saß ein Ritter ohne Kopf, der sich nicht mehr halten konnte. Die alte Rüstung knarrte und quietschte, denn sie neigte sich zur Seite. Mit einem scheppernden Laut landete sie auf dem unregelmäßigen Pflaster, und ich mußte über sie hinwegspringen, wollte ich nicht stolpern.

Er war vernichtet, einen Teilerfolg konnte ich an meine Fahne buchen. Jetzt ging es weiter.

Noch drei Gegner!

Falls man bei Untoten überhaupt von einem Schock sprechen kann, so hatten sie einen erlitten, denn sie saßen auf ihren Gäulen, ohne auch nur mit der Schwertspitze zu zucken. Ich hatte sogar das Gefühl, als würden sie überhaupt nicht mehr leben.

Das mußte ich genau wissen. Bevor der erste seinen ungewöhnlichen Schock überwunden hatte, sprang ich ihn schon an.

Ich prallte gegen die Rüstung und konnte sie vom Pferderücken stoßen.

Ich selbst krallte mich an der Gaulmähne fest, merkte aber, daß Fell und Haare rissen, hörte das Brechen irgendwelcher Knochen unter der Haut, dann brach der Gaul unter mir zusammen.

In einer Mischung aus Haut, Knochen und Staub landete ich auf dem Pflaster, war schnell wieder auf den Füßen und schaute zu, wie die anderen Templer vergingen. Zwar hockten sie auf den Pferden, aber mit ihnen geschah das gleiche wie mit meinem Tier.

Die alte Magie hielt nicht mehr. Sie war zu sehr an die Person des Comte de Melville gebunden gewesen. Nachdem mein Bumerang ihn vernichtet hatte, brach das magische Gefüge auseinander. Auch der Kopflose war gefallen. Das Scheppern der Rüstungen war Musik in meinen Ohren. Ich schaute auf einen Schädel, sah nur mehr gräuliche Fragmente, denn die Knochen waren dabei, allmählich zu zerfallen.

Ein Prozeß, der schon hätte vor Hunderten von Jahren stattfinden sollen, war nun eingeleitet worden und lief in einem Zeitraffer-Tempo ab. Weder Mensch noch Tier brauchten sich vor den untoten Templern mehr zu fürchten.

Ich sprach die Geiseln an. Sie trauten sich nicht, etwas zu sagen. Erst als sie meine menschliche Stimme vernahmen, kam Bewegung in sie.

»Geht in eure Häuser und wartet dort, bis ich euch rate, wieder hervorzukommen. Los, macht schon!«

Die ersten setzten sich zögernd in Bewegung. Es waren die Frauen und die Kinder. Die Männer gingen langsamer, sie schauten michverständnislos an, und konnten es noch nicht fassen, daß sie gerettet worden waren, dann aber liefen sie weg.

Ich hörte ihre hastigen Schritte hinter mir verklingen, und mein Blick auf das flammende Kreuz wurde nun durch nichts mehr behindert. Die Flämmchen waren nur mehr fingerlang. Sie hatten

alles Holz erfaßt, aber sie verbrannten es nicht. Schuld daran trugen nicht die Templer, sondern deren Kraftmagnet, die Figur, die sie verehrt hatten. Baphometh!

Sie sah so aus wie in der alten Burg oben auf dem Berg. Nur stand sie jetzt nicht auf dem Boden eines Kraters, sondern direkt vor mir, und ich konnte in ihre Karfunkelaugen schauen. Zu beiden Seiten des Schädelns stachen die Hörner geschwungen hervor und endeten in fingerbreiten Spitzen.

Ich tat nichts.

Es war mir im Augenblick unmöglich, etwas zu unternehmen. Ich brauchte einfach die Ruhe, diesen Blickkontakt mit dem Bösen, denn es hatte das Kreuz in seinen Bann schlagen und mit dem Feuer der Hölle umlodern können. Wem so etwas gelang, der mußte sehr mächtig sein. Karfunkel-Steine als Augen, einen faserigen Bart, eine hohe Stirn, zwei Hörner, hatte man sich so in alten Zeiten den Herrn der Hölle vorgestellt?

Wahrscheinlich. Später hatte sich sein Bild dann verändert, und Asmodis war zu dem geworden, wie ich ihn kannte.

Baphometh lebte nicht, er war eine Figur. Dennoch ging von ihm etwas Unheimliches aus, etwas Böses, Hinterhältiges und Gemeines. Der war vom Atem der Hölle umflost.

Ich trug mein Kreuz frei vor der Brust. Es war anders als das brennende Holzkreuz, ein Prophet hatte es geweiht, und Hector de Valois hatte es ebenfalls einmal besessen.

Ob sich diese Figur daran erinnerte? Sie war mindestens so alt wie Hector de Valois.

Ich streifte die Kette über den Kopf. Für mich gab es momentan nur das Kreuz, Baphometh und die Flammen. Einer von uns würde übrigbleiben, wobei ich hoffte, daß ich der Glückliche war.

»Kennst du es?« fragte ich eigentlich mehr für mich persönlich, aber Baphometh gab Antwort. Es erschreckte mich im ersten

Augenblick, ich schüttelte den Kopf und hörte, wie er weitersprach.

»Ja, ich kenne es, John Sinclair. Ich habe es schon oft gesehen und grüße dich hiermit.«

Die Stimme! Mein Gott, die kannte ich doch.

»Asmodis!« ächzte ich.

»Ja, ich bin es. Ich stecke in der Figur. Gratuliere. Dabei dachte ich schon, du hättest mich vergessen.«

»Nein, das nicht.«

»Und jetzt?«

»Ich werde dich vernichten...«

Sein Lachen unterbrach mich, und mir fiel ein, daß ich schon so gesprochen hatte, wie es sonst die Dämonen taten. »Mich vernichten? Nein. Schau hin. Sieh das brennende Kreuz. Und sage mir deine ehrliche Antwort. Habe ich nicht gesiegt? Mein Feuer setzte das Kreuz in Brand. Wann, so frage ich dich, ist das schon einmal geschehen? Erinnere dich...«

»Ich habe es noch nie erlebt!«

»Siehst du, und jetzt, wo die alten Dinge allmählich ans Tageslicht kommen, wo längst verschüttetes Wissen wieder aus dem Tunnel der Zeiten zurückkehrt, wird vieles anders werden, das kann ich dir...«

»Nie!«

Ich hatte in seine Antwort hineingeschrien und handelte im gleichen Moment. Bevor irgend etwas anderes geschehen konnte, schnellte mein Arm vor, und ich preßte das Kreuz zwischen die beiden Hörner Baphomeths. Es war ein Superschlag.

Die Stimme des Satans verebbte in einem wilden Krächzen oder Schrei. Die Figur aber glühte plötzlich noch stärker auf. Sie wurde zu einem regelrechten Feuerball, in dessen Mitte jedoch hell und silberfarben das Zeichen des Sieges stand. Mein Kreuz!

Voll hielt es dagegen, und es war stärker, denn diesmal konnte auch der von der Kraft des Satans erfüllte Baphometh seine Macht nicht

ausspielen. Was die Erzengel geweiht hatten, wurde ihm zum endgültigen Verhängnis. Baphometh verbrannte sich selbst, und ich hatte es zum zweitenmal geschafft, eine dieser widerlichen Figuren zu vernichten.

Ich schaute voller Freude zu, wie er zu Staub wurde, und hob dann den Blick, um das Holzkreuz anzublicken.

Die Flammen verloschen allmählich. Es fing oben an, als hätte sie ein unsichtbarer Mund ausgepustet, und ich rechnete damit, es zusammenfallen zu sehen.

Nichts davon trat ein.

Vor mir stand ein helles, heiles, starkes Eichenkreuz unter einem sternenbedeckten nächtlichen Himmel. In mir war plötzlich eine große Freude. Dem Bösen war es nicht gelungen, das Kreuz zu vernichten. Es hatte die Prüfung bestanden und keinen Schaden erlitten. So einfach war die Lehre des Guten nicht aus der Welt zu schaffen...

Erst als ich anfing zu frieren, drehte ich mich um. Ich hatte den Leuten geraten, in die Häuser zu gehen. Sie waren dem Ratschlag nicht gefolgt. Im Gegenteil, es waren noch andere hinzugekommen, und sie standen auf dem Marktplatz wie eine Mauer. Urplötzlich brach der Jubel los. Mir hallte es wie ein gewaltiges Echo entgegen. Die Menschen hielten nichts mehr zurück. Sie rannten auf mich zu. Ich sah mich von ihnen umringt, wurde angefaßt und in die Höhe gehievt.

Bevor ich richtig wußte, was mir geschah, saß ich schon auf zwei Schultern und wurde weggetragen.

In diesem Moment wußte ich, was ein Fußballtrainer empfand, wenn er von seinen Spielern und Fans gefeiert wurde.

Ich war davon nicht begeistert und zog ein ziemlich säuerliches Gesicht, aber die Menschen hier besaßen eben dieses Temperament. Dagegen konnte auch ich nichts machen.

Eine halbe Stunde verging, bis ich mir Gehör verschaffte und Bilanz ziehen konnte.

Den Fall trübte ein dicker Wermutstropfen, denn Pierre Gomez, der Polizist, der mich zuerst aus dem Dorf gewiesen hatte, war gestorben. Für die Dorfbewohner als Held. Sie würden ihm ein Denkmal errichten und sein Grab mit dem großen Holzkreuz schmücken.

Auch versprach man, das zerstörte Haus der Familie Lapisse wieder aufzubauen.

Ich hatte einen günstigen Moment erwischt und mich aus der Gaststätte, in die wir gegangen waren, verzogen. Als ich zum Himmel schaute, sah ich keinen Stern mehr. Das Firmament war düster geworden. Schneewolken. Wenn es hier einmal losging, kam man so leicht nicht mehr aus dem Tal.

Das sagte ich den Leuten und erklärte ihnen gleichzeitig, daß mein Wagen demoliert war.

»Ganz kaputt?« fragte jemand.

»Das müßte man sich ansehen.«

Sechs kräftige Männer begleiteten mich zu meinem Leihwagen, der mit der Schnauze am Baum klebte. Einer der Leute hatte sogar eine Kiste mit Werkzeug dabei.

»Das schaffen wir«, sagte der Mann.

»Auch jetzt noch?«

»Wollen Sie uns schon verlassen?«

»Ja, der Schnee.«

Das verstanden sie und arbeiteten fieberhaft. Sie richteten, sie beulten aus, bekamen ihn natürlich nicht so hin, wie ich es gern gehabt hätte, aber der Wagen war fahrbereit. Und der defekte Scheinwerfer konnte auch repariert werden, wenn auch das Glas noch fehlt. Ich startete wieder, begleitet von den guten Wünschen dieser Menschen, die meine Freunde geworden waren.

Eine Stunde später begann es zu schneien, aber da hatte ich die Einsamkeit der Bergwelt schon verlassen und dachte an neue, gefährliche Abenteuer. Das Kapitel Hector de Valois war noch längst nicht beendet. Für mich fing es gerade erst richtig an...

ENDE